

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798

1920/1

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1920
Band 1

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



BÜCHER VON SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Bücher der Frau.

Eine Sammlung des Notwendigen, Praktischen und Schönen für die gebildete Frauenvwelt.

Erschienen sind bisher:

- Bd. 1 u. 2. **Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß.** Von Dr. W. Liepmann, Privatdozent an der Kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. 2 Bände. Mit 109 Figuren im Text und 40 teils mehrfarbigen Tafeln. Geb. 12 Mark.
- Bd. 3. **Wege zur Frauenschönheit.** Von Dr. Robert Hessen. Mit 38 Abbildungen. Gebunden 6 Mark.
- Bd. 4. **Billiges Haushalten.** Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Gebunden 6 Mark.
- Bd. 5. **Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit.** Von Frau Prof. Dr. Elisabeth Krukenberg-Conze. Mit 39 Abbildungen. Gebunden 6 Mark.
- Bd. 6. **Die gebildete Frau.** Ein Berater für den gesellschaftlichen und geistigen Wirkungs- und Pflichtenkreis. Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm. 6. bis 9. Auflage. Gebunden 7 Mark 50 Pf.
- Bd. 7. **Zu Hause und in der Gesellschaft.** Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte. Von Laura Fröst. Geb. 6 Mark.

Zu den vorgenannten Preisen tritt der allgemein gültige Steuerzuschlag.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

An unsere Leser!

Der neue, vierundvierzigste Jahrgang unserer „Bibliothek“ beginnt im Zeichen des Friedens. Freilich eines Friedens, der unserem Volke Schweres auferlegt und von ihm harte Arbeit, ja die äußerste Anspannung aller Kräfte fordert. — Da ist es eine Notwendigkeit für die weitesten Kreise, sich die

Feierabende und Mußestunden

ohne große Aufwendungen genüßreich und nützlich auszugestalten, sie

zu verschönern

durch geistige Erholung und Ablenkung, wie unsere „Bibliothek“ sie seit Jahrzehnten unübertroffen bietet. Sie wird sich aufs neue bewähren als eine unerschöpfliche Quelle spannender Unterhaltung und eine reiche Fundgrube des Wissens, alt und jung Befriedigung und Belehrung in Wort und Bild vermittelnd. Die „Bibliothek“ gibt jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zur Anlegung und Fortsetzung einer wirklich gediegenen

Hausbibliothek,

die einen viel reicheren bleibenden Genuß gewährt als die meisten in Stunden verrauschenden, viel teureren Vergnügungen.

Indem wir zur Bestellung des mit dem vorliegenden Bande eröffneten neuen Jahrgangs einladen, bitten wir um Beachtung der folgenden Seite, die einige nähere Angaben aus dem reichen und schönen Inhalt bringt. Den Preis der Bände haben wir ungeachtet der weit mehr gestiegenen Kosten bis auf weiteres auf nur **2 Mark** festgestellt.

Alle 4 Wochen wird ein schön
gebundener Band ausgegeben.

Der neue Jahrgang wird unter vielem anderen enthalten:

Romane und Erzählungen,

von denen wir hier anführen:

Das Auge Wischnus von Mathias Blank.

Der Teufel im Sonnhof von Ottokar Stoklasser.

Von beliebten Erzählern sind weiterhin gewonnen:

Gräfin Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem, Siegfried Baske, Emma Haushofer-Merk, Reinhold Ortmann u. a. m.

Allgemein verständliche Aufsätze

aus allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens, Handel und Industrie, Haus- und Landwirtschaft, Kunst und Handwerk.

Zahlreiche Abbildungen

unter anderem auch hochinteressante Originalaufnahmen aus naturwissenschaftlichen Gebieten, sowie der Länder- und Völkerkunde.

Die angesehensten Mitarbeiter,

die für alle Gebiete der

Unterhaltung und des Wissens

gewonnen wurden, bürgen dafür, daß der Inhalt auch dieses Jahrganges abwechslungsreich und lebendig gestaltet wird.

Stuttgart.

Die Schriftleitung
und Verlagsbuchhandlung.

Zahnwohl

feinste
Pfeffermünz
Zahnereme

macht
alle Zähne weiß
Zahnsteinschmelz, zahnbleichend und antiseptisch wirkend
Zahnwohlfabrik C. Schmittner, Berlin-Wilmersdorf.

Blendend weiße Zähne erhalten Sie bei dauerndem Gebrauch von

Zahnwohl

der besten Friedenszahnpasta,
der idealsten Zahnpflege der Gegenwart

C. Schmittner, Chem. Fabrik „Zahnwohl“, Berlin-Wilmersdorf.



Bestes Schutzmittel gegen Diphtherie, Grippe, Scharlach, Typhus, Cholera und andere ansteckende Krankheiten. Besonders empfehlenswert bei Kehlkopf- und sonstigen Halskrankheiten, wie Erkältungen, Influenza, Keuchhusten, Husten u. dgl.

Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien

-I- Magerkeit -I-

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendiplom.**, in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garantiert unschädlich. — Ärztlich empfohlen. **Streng reell! — Viele Dankschreiben.** — Preis Doje 100 Stück Mark 5,—. Postanweisung oder Nachnahme. **Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., Berlin W., 30 A. Eisenacherstraße 66.**

Zahnweh verschwind. unfehlbar bei kostenloser Selbstherstellung eines wirksamen Mittels. Anweisung M. 3.—
Achselsschweiß verschwindet u. zu beseitigen. Anweis. M. 3.—
Pickel, Ausschläge verschwind. d. naturgemäß. Beseitig. M. 3.—
 Schlaflosigkeit beseit. Anweis. M. 3.—
 Büste, starke durch Anweisung M. 3.—
 Alle Anweisungen zusammen M. 6.—
 Versand **Dr. Hugu Grothe, Berlin S 48, Besselstraße 3.**



⊕ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 198 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.**

Photographen!

Gaslicht-, Zelloidin- Bromsilberkarten; per 1000 Stück 45.— M., 100 Stück 4,75 M. Platten billig. Liste frei.
Photo-Industrie, Berlin SW. 48, Friedrichstraße 237 b.

Über 300 000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „Hoffera“) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.



Völlig unschädl. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. pro St. M. 3.— u. 5.—

Rud. Hoffers, Kosmetisch-Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.



Eta-Augenbad

Dein Auge ist der Spiegel Deiner Schönheit. Nimm täglich ein „**Eta-Augenbad**“! Wirkung: Die Augennerven werden gestärkt, matte Augen erhalten strahlende Frische und Glanz. Die Augen werden größer, der Blick anziehend und fesselnd. Preis des Bades (Monate ausreichend) mit der anatomischen „Etawanne“ und Anleitung zur Augengymnastik M. 5.50. Für Schauspielerinnen u. a. dopp. Quantum M. 8.75.

Laboratorium „Eta“, Berlin W. 139, Winterfeldtstr. 34.



BADOLA

GES. GESCH.

(FRÜHER „RADDOLIN“ GENANNT)
IST EIN SCHNEILWIRKENDES UND ERPROBTES
MITTEL GEGEN

BARTFLECHTE UND ANDERE FLECHTEN

1/1 FL. 10., 1/2 FL. 650, PROBEFL. 4 —
CHEMISCHES LABORATORIUM
W. A. MÜLLER & Co.
BERLIN-FRIEDENAU, KÄSERAALLEE 103

Zu beziehen in

Apotheken und Drogerien

wo nicht erhältlich, direkt.



Starke Büste

wird erlangt durch das
echte Bocatol-
Busenwasser, welches die
Formen zur höchsten Ent-
faltung bringt und einen

gleichmäßigen Halsansatz bewirkt. Durch
natürliche äußerliche Kräftigung wird die
erschlafte Brust gefestigt und die un-
entwickelte kleine Büste vergrößert. Zahl-
reiche Anerkennungen. Wirkung unüber-
troffen. Flasche 4 Mark. Kosmet. La-
borat. H. Bocatius, Berlin N. 31,
Schönhauser Allee 132.



Briefmarken

Kriegsmarken billigst
Verlangen Sie Preisliste C

Markenhaus J. Reimers, Hamburg 11.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung!

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen!

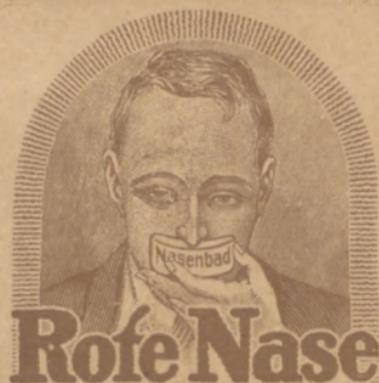
Unser wissenschaftl. feinsinnig konstr.
Apparat **heilt** nicht nur bei jünger, sond.
auch bei **älteren** Personen unschön
geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeit-
verl. noch Berufsstör. b. nachweisl. Er-
folg. **Aerztlich im Gebrauch!**
Der App. wird vor d. Schlafe **eigen-**
händig angel. u. wirkt auf d. Knochen-
substanz u. Knochenzellen, sodaß die
Beine nach u. nach **gerade** werd. Be-
quem i. Felde zu benütz., da in 3 Sek.
an- od. abgelegt werd. kann. Gewicht
ca. 1 1/2 kg. Verlang. Sie geg. Einsendg.
von 1 M., welche b. Bestellg. gutgeschr.
wird, uns. wissenschaftl.-anatom. Bro-
schüre, die Sie überzeugt, Befehler
zu heilen. Wissenschaftl. orthop.
Versand „Ossale“, Arno Hildner,
Chemnitz 12A, Zschopauerstr. 2.



Schneeweisse Zähne

Wie sehen Ihre Zähne aus?

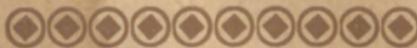
„Eta-Masse“ löst alle gelben An-
sätze u. Zahnstein augenblicklich
auf u. macht vernachlässigte Zähne
sofort schneeweiß. Gereinigte weiße
Zähne sind es, welche dem lachen-
den Munde jenen starken anziehen-
den Reiz geben. „Eta-Masse“ greift
Zahnfleisch nicht an! Von besten
Chemikern empfohlen. Preis mit
allem Zubehör M. 4.50 und Porto.
(Dentisten Sonderofferte.) Labo-
ratorium „Eta“, Berlin W 139,
Winterfeldtstraße 34.



Morgens und abends 5 Minuten ein „Eta-Nasenbad“ läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad“ wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufuß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absol. unschädlich.) Preis mit allem Zubehör M. 5.—
Laboratorium „Eta“, Berlin W 139,
 Winterfeldstraße 34.



Magenleiden.
 Magenkrampf, Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerd. entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. **Mixtur Magnesia** nimmt die Säure fort, dann hört jeder Schmerz auf, was über 15000 Dank-schreiben, auch 30jähr. Magenleid. bezeugen. In Apotheke erhältlich, wo nicht, gibt **Fabrik H. Welter, Niederbreisig** 155 Kb. an, oder kann gegen Nachnahme von M. 2.50 die Dose zugelandt werden, Betrieb steht unter Aufsicht e. prakt. Arzti.



Dialith Hautrein

ges. geschützt
 — wirkt über Nacht. —
 Entfernt sofort alle Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen und erzeugt blendend weiße Stirn und Nase.
 Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 3 Mark, mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.

Rud. Hoffers,
 Kosmet. Laboratorium,
Berlin-Karlshorst 75.

Sterne lügen nicht

Lassen Sie sich durch astrologischen Schriftsteller Ihr Lebenshoroskop stellen, das die Geheimnisse Ihres Lebens enthüllt, Ihnen Führer und Ratgeber in allen Lebensfragen wird, Ihnen neue Wege zu Glück und Liebe, Erfolg und Wohlstand weist. Prospekte gratis durch
Astrologische Warte, Friedenau 8
 bei Berlin.

155 Briefmarken

alle verschieden u. a. Bayern, Württemberg, Belgien, China, Indien, dtsch. u. engl. Kolonien.
 nur Mk. 3.20 und Porto

210 desgl. nur Mk. 5.50 und Porto

— Gelegenheitsliste gratis —
Wilh. Baumann, Friedenau 2
 Rembrandtstraße 3-4 c.



Sommersprossen.

Eine gute Erfindung ist die neue präparierte „Eta-Maske“, Reichspatent ang., mit welcher sogar die hartnäckigsten Sommersprossen ausgemerzt werden. Die „Eta-Maske“, welche des Nachts angelegt werden kann, zersetzt durch Sauerstoffwirkung die Sprossen, Hautunreinigkeiten, gelbe Haut und erzeugt jenen beneidenswerten reinweißen Teint. Bisherige Ausprobierungen ergaben überraschende Erfolge.

Preis M. 7.50, mit Glacélederbezug M. 16.80.
 Lieferbar vom **Laboratorium „Eta“, Berlin W. 139,**
 Winterfeldstraße 34.

utrein
ützt
Nacht. —
ort alle
ten, Mit-
sprossen
blendend
id Nase.
ureh
ätigt.
egante

Vasch-

S,

75.

it
ogi-
ns-
Ge-
ullt,
in
nen
tbe,
ist.

u 8

en
ern,
ino,
ien.
orto
cto
—
u 2

en
ern,
ino,
ien.
orto
cto
—
u 2



Zu der Erzählung „Der Teufel im Sonnenhof“
von Ottokar Stoikasser. (S. 33)
Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang ✓

* 1920 *

Erster ✓

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig • Wien

013798



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Teufel im Sonnhof	
Erzählung von Ottokar Stoklasser. Mit Bildern von Fritz Bergen	5
Das Auge Wischnus	
Roman von Matthias Blank	42
Anklage, Verurteilung, Bann und Hinrichtung von Tieren und Gespenstern	
Von Konrad Landauer. Mit 8 Bildern . . .	101
Stotternde Kinder	
Winke für Mütter. Von J. P. Filschow . . .	119
Über Gifte, Zauberer, Wahrsagerinnen und Giftmörderinnen	
Von Edmund Tschloff	129
Ehre	
Von R. Marton	169
Das Rätsel vom Kuckucksei	
Von E. Schenkling. Mit 6 Bildern	180
Konservierungsmethoden im Insektenreich	
Von Adalbert Forstreuter. Mit 2 Bildern . .	190
Die Wirkung des Lichtes auf das Gedeihen der Bäume	
Von Theodor Weber	199

Mannigfaltiges

Seite

Der schwimmende Jäger. Mit 3 Bildern . . .	205
Der bezauberte Tod	208
„Es ist nichts so fein gesponnen . . .“ . . .	211
Die Welt will betrogen sein	212
Ein Gedenktag in der Geschichte der Nähma- schine. Mit 4 Bildern	213
Kein Unterschied	219
Damals wie heute	220
Streng nach dem Wortlaut	221
Wann der Bernstein entstanden ist	222
Ein Spiel ums Leben	223
Er weiß, was es geschlagen hat!	223



Der Teufel im Sonnhof

Erzählung von Ottokar Stoklasser

Mit Bildern von Fritz Bergen

Der alte Feldwebel zündete sich die Pfeife an, nahm einen tiefen Schluck, setzte sich zurecht und begann zu erzählen:

Also, Kameraden und Freunde, meine G'schicht' betitelt sich der „Teufel im Sonnhof“! Aber mit dem Teufel is nit der Schwarze g'meint, der den oder jenen oft schon hat holen sollen, sondern ein weibliches Wesen; aber auch kein altes, zahnluccetes, mit bösen Augen, einem runzligen G'sicht und einer Hakennasen mitten drin . . . die müßt' ja dann heißen „des Teufels Großmutter“ . . . nein, der Teufel im Sonnhof war ein junges Weibsbild, dazu ein nudelsauberes. Wenn ihr die Leitner-Christel, die Bäurin vom Sonnhof, kennt hättet, wie ich, hätt' jeder von euch seine helle Freud an ihr g'habt. Groß, fest g'stellt, dicke braune Zöpf', g'scheite blaue Augen, eine runde, feste Nasen. Aber, werd't ihr euch denken, wie wär' denn nachher die zu dem Namen „Teufel“ kommen? Alsdann, das sollt's gleich hören.

Die Wirgler-Christiane war eine arme Dirn g'wesen, und der alte Leitner-Bauer hätt's nie zugeben, daß sein Sohn sie zur Sonnhofbäuerin macht; aber ein Schlagergel, das ihn getroffen hat, grad wie er in der g'mütlichsten Unterhaltung beim Grabenwirt g'fessen is, hat den Sorgen der jungen Liebesleut ein End' g'macht. Nach einem halben Trauerjahr is die Christel als Bäurin im Sonnhof einzogen. Ein schönes, arbeitsfreudiges Leben hat ang'fangen; das Korn und der Haber sein zwei Jahr nacheinand' gut g'raten; das Heu is schön einbracht worden, mit 'n Viehstand is alles in Ordnung blieben, und so hätt' dem Glück der Leitner-Leut nix g'fehlt, als

daß so blieben wär'. Aber an ein' kaltem November-
tag muß sich der Leitner niederlegen; ein starkes Fieber
beutelt ihn z'samm. Der Dokter wird g'rufen, er pro-
biert das und jenes, wackelt mit 'n Kopf, nix will
nutzen. Nach drei Tagen war die Christel Wittib.
Was hat sie g'weint und mit Gott g'hadert! — Nach
zwei Jahren des schönsten Ehestands allein! — Warum
hat das kommen müssen? G'wiß, weil ihm die Leut
im Dorf das große Glück nicht gönnt haben! Ihr,
der armen Dirn! Und wenn auch beim Leichenschmaus
alle ihr mitleidig zug'redet und sie tröst't haben, so
hätt' sie mit'n Finger auf die und die weisen und
schreien mögen; du warst um mein Glück neidig und
du und du. . . . Da is sie denn ein stilles Weib wor-
den, trotz Jugend und Hübschheit. Hat fest zur Wirt-
schaft g'schaut, ist meist z' Haus g'essen und hat für
sich hinbrüt't. Wenn sie mit jemanden zu reden g'habt
hat, war sie mürrisch; und weil sie jedem Verkehr aus-
g'wichen is, so is langsam das G'fühl in ihr auf-
g'wachsen, daß ihr jeder Mensch feindselig g'sinnt war.
Auf die Weis' ist mit der Zeit aus dem einsamen Weib
ein böses Weib worden; denn weil sie sich von lauter
neidischen und bösen Leuten umgeben g'ehn hat, so
hat sie vermeint, das Recht z' haben, sich wehren zu
müssen. Hart und herrisch, oft auch grausam is sie
g'wesen, so daß ihr jeder ausg'wichen is, und man sie
endlich den „Teufel im Sonnhof“ g'heissen hat.

Was ich euch da erzähl', ist allerdings schon lang
her. Damals hat man auch schon, so wie heut, gern
g'sagt, daß der Bauernstand der Grundstein des Staates
ist; vielleicht hat er deswegen auch am meisten zu tragen.
Und so ist's damals gar oft vorkommen, daß mancher
Bauer kein Geld zum Steuerzahlen g'habt hat. Was

g'schieht in einem solchen Fall jetzt? Da kommt ein Mahnzettel, den du nit gleich verstehst, dafür ist's eben ein Brieserl vom Staat! Dann wieder einer, und hast inzwischen nit zahlt, so schlagen s' dir Berzugszinsen zu, dann wirfst 'pfänd't. Na und dann, dann mußt halt schaun, ob's dich erhalt'st, wenn der Sturm über dich geht. Damals, wie ich jung war, da war's ein bissel anders; vielleicht g'mütlicher. Du hast deine Schuldigkeit nit beglichen, gut! Eine Weil hat sich nix g'rührt; dann aber hat 's eines Tags an deine Tür klopf, und wer is eintreten? Ein Soldat is's g'wesen mit Sack und Pack und hat dir einen Zettel vorg'wiesen, auf dem zu lesen war, daß der Gemeine vom Regimente so und so zu dir als Exekutionssoldat kommandiert is und so lange von dir vorschriftsmäßig verpflegt werden muß, bis du deine rückständige Steuer bei Heller und Pfennig zahlt hast. Auf solche Weis' is der Staat viele Kostgänger, die er in den Regimentern hat füttern müssen, für längere Zeit losworden, dem Schuldner is das aber auch nit zu empfindlich g'wesen, oft sogar, wenn er auf einen guten troffen hat, war ihm der Soldat ein rechter Helfer in der Wirtschaft. Freilich, oft waren unter den Exekutionssoldaten höllische Kerle, die kein Frauenzimmer in Ruh g'lassen haben, g'rauft und g'soffen haben, so daß dann im Dorf g'sammelt worden is, damit der Bauer seine Steuerschuld bezahlen und der g'fährliche Einleger weggebracht werden konnt'. Schlecht is es einmal dem Reitlinger in Drosenbach gangen, der lang in gutem Stand g'wesen is, bis er sich hat verleiten lassen, als alter Wittiber ein junges Weib zu nehmen. Sie war ganz sauber, aber nit zum Halten! Immer hått' s' nur singen und lustig sein mögen, auch wie sie schon ein'

Buben in der Wiegen g'habt hat. Bei einer solchen Wirtschaft hat's mit 'n Reitlinger zum hapern ang'fangen, so daß er endlich auch die Steuer schuldig blieben is. Zu der Zeit war beim Amt in der Stadt unten ein neuer Steuerkommissär, der mit den Verschreibungen scharf ins Zeug gangen is. Er hat an der Leber g'litten, und der Dokter hat ihm viel Bewegung ang'raten. Da is er denn in seiner freien Zeit bei jedem Wind und Wetter im ganzen Bezirk umg'rennt, hat g'schaut und g'schnüffelt, wie viel der und jener wohl einnehmen kömmt', und wie er lebt; danach hat er dann die Leut gehörig in der Steuer 'naufg'haut. Der Reitlinger war auch unter denen, weil seine Frau, wie ihm g'schrieben worden is, „großen Aufwand“ treiben tät. Und weil er die höhere Steuer nie hat zahlen können, hat man ihm einen Soldaten g'schickt; einen guten Kerl, der mit 'n Essen zufrieden war, in der Wirtschaft g'holfen und den kleinen Buben in der Wiegen g'hutscht hat, aber auch alleweil hinter der Bäurin hinterher war, der Racker! Der Reitlinger war froh, wie er das Geld für die Steuer auszuleihen kriegt hat, und der Soldat gehen muß.

Bei uns in Muckendorf da hat 's aber auch ein' Straßsoldaten geben. An einem schönen Sonntag, gegen Abend, is einer ankommen, und wo hat er anklopft? — Im Sonnhof! — Bei der reichen Christel? — Jawohl! Die Weiber haben ihre Mucken, und man weiß nit, was in so einem Weiberkopf drin steckt, auch wenn er noch so schön is. Die Sonnhofbäurin war auch Steuer schuldig blieben, und das ist so kommen:

Wie der neue Steuerkommissär nach Muckendorf zum Spionieren kommen is, hat er den stattlichen

Bauernhof und die hübsche Bäurin wohlgefällig betracht'et und hat mit ihr plaudern woll'n, weil der galige alte Junggesell doch sich manchmal nach einer Aussprach mit ein' feschen Frauenzimmer g'sehnt hat. Wie die Christel ihn in ihrer bösen Laune hat abfahren lassen, da is er ganz schiech auf und davon, und ein paar Tage später hat sie eine Steuervorschreibung kriegt, höher als vorher, dazu auch eine von einem steinigem Grund, der gar nix tragen hat, weil er gar nit bebaut werden konnt'. Sieben Gulden für den Grund allein! „Was?“ schreit die Bäurin, „a neuche Steuer?! A Steuer für was, das nix tragt?! Das möcht ich sehn!“ — Pakt sich zusamm', laßt ihr Köffel anspannen und fahrt in die Stadt zum Kommissär. Is aber nit gut ankommen bei dem kniffligen Mann mit der Leber! — „Was sagen Sie? Der Steinboden traget nichts? Ich habe in der Geographie gelernt, daß auch ein Steinboden tragfähig sein kann, denn er traget Steine. Und Steine haben doch einen Wert? Oder nicht? Zum Bauen oder Schottern!“ Da is die Christel wütend davon und hat g'schworen, daß sie so eine ungerechte Steuer nit zahlen wird. Weil aber der Staat nit viel G'schichten machen will und Geld nehmen muß, wo er kann, hat man der Christel nach ein paar nutzlosen Mahnungen einen Soldaten g'schickt. Die Nachbarn haben nit wenig g'schaut und die Köpfe z'samm'g'steckt! Die einen haben sich g'wundert, die andern haben 's schmutzig und geizig g'heißt, daß die reiche Frau nit zahlt, und haben mit scheinheiligen Augen g'meint, die Christel sollt' doch wissen, daß in der Schrift steht: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

In dem Augenblick, als der Strassoldat in den Sonnhof ein'treten is, hat's der Bäurin tief drin ein'

Riß geben und mit einer teuflischen Freud' hat sie sich g'sagt: Jetzt fang' ich auch mit 'n Staat Krieg an! Und bald konnt's der Soldat spür'n, daß es Krieg auch im Frieden geben kann. Zedler hat der Soldat g'heiß'n. Der Hauptmann, der die vorg'schobene Kompanie in der Stadt befehligte, war gar nit recht erfreut g'wesen, wie er den Befehl gelesen hat, daß er einen Mann auf Exekution abgeben soll. „Der Soldat,“ hat er g'sagt, „is nit zum Herumlungern bei den Bauern da, sondern zum Exerzieren und, wenn 's notwendig wird, zum Schießen und Dreinhauen.“ Dann hat er zu seinem alten Oberleutnant g'sagt: „Hab' ich nicht recht, Nowak?“ Der Oberleutnant hat aber keine Antwort drauf geben, denn er hat seinen Hauptmann schon kennt, der hat nie eine Antwort hören woll'n, sondern nur jemanden zum Zuhören braucht. „Und gar in den Sonnhof! Das is ja die schöne Wirtschaft von der Bäurin, die der Teufel g'heiß'n wird! Siehst es, Nowak, so fein unsere biedern Landleit! Zahlen keine Steuer, auch wenn sie reich sind! — Na, der Teufel dort soll's spüren! Ich schick' den Zedler vom ersten Zug hin; der kann fressen wie ein Wolf, der Feldwebel hat schon paarmal g'meld't, daß der Kerl nit zum Ersättigen is. So wird ihn die Kompanie auf ein paar Wochen los. Wenn die Bäurin merkt, daß er ihr ein Loch in den Geldbeutel frißt, wird sie gleich zahlen!“ Danach is der Zedler mit Sack und Pack die drei Stunden ins Gebirg nauf marschirt und hat sich zum Sonnhof weisen lassen. „Grüß Gott! da bin ich!“ hat er g'mütlich g'sagt und weist der Bäurin seinen Zettel. Die aber, kaum, daß sie einen Blick hineing'worfen hat, sagt ihm zum Gegengruß grob: „Da drin steht, daß der Soldat am Montag hier



anzutreten hat; weil aber heut erst Sonntag is, kann Er gleich wieder gehn!“

Der Zedler war von so einem Empfang wenig erbaut; müd, hungrig, durstig, voll Hoffnung, bald ein feines Leben auf dem schönen Bauernhof anfangen zu können, und nun so eine Abfuhr. Und da er wohl ein starker Esser, aber ein schwacher Denker und Redner war, so is ihm keine rechte Antwort eing'fallen. Er hat a paar Wort g'stöttet, dann hat er „kehrt euch“ g'macht und is zum Gemeindevorstand marschiert; der aber hat mit den Achseln 'zuckt und hat g'meint, dagegen lasset sich nix machen. Und so hat der Zedler an dem Sonntag statt einem feinen Nachtmahl eine trockene Wurst mit Kommissbrot nunterg'würgt und hat im Stall beim Grabenwirt schlafen müssen. Vor 'n Einschlafen hat er sich g'sagt: „Wart, du Teufelsweib! Morgen sollst mich kennen lernen!“

Aber, es is ihm auch am nächsten Tag verkehrt 'gangen. Wie er sich im Sonnhof einquartiert hat, kriegt er zum Frühstück eine Wassersuppen, die nach nix g'schmeckt hat, und wie er noch was verlangt hat, weil er der stärkste Esser in der Kompanie wär', da hat die Bäurin bössartig aufg'lacht und hat g'meint: „Das is gut zu wissen!“ Drauf sein die Knecht und die Dirn aufs Feld 'gangen. Die Bäurin hat sich nit sehen lassen, und so is der Zedler allein im Haus und im Hof herumspaziert und hat sich alles gut ang'schaut, denn als Bauernsohn hat er alles verstanden, und es hat ihm g'fall'n. Da möcht ich Bauer sein! hat er zu sich g'sagt und hat g'schmunzelt. Zum Mittagessen hat er sich mit einem Wolfshunger niederg'setzt; denn es is schwer zu sagen, wer ein' größeren Hunger z'sammbringt; einer, der den ganzen Tag arbeit', oder

der, was den lieben langen Tag verbummelt. Beim Mittagessen hat er sehn müssen, daß die Bäurin und die Diensleut' große Stück G'selchts mit Knödeln und Kraut vor sich g'habt haben, er aber hat viel weniger kriegt. Und wie er aufg'schaut hat, als ob er fragen wollt', was denn das heißen soll, hat die Bäurin fix g'sagt: „Er hat das vorgeschriebene G'wicht für den Soldaten. Ich hab' mich beim Schandarm erkundigt.“ Da haben die Diensleut' g'schmunzelt, er aber hat seinen Kopf sinken lassen, denn es is ihm klar g'wesen, daß er zugrund gehn muß, wenn das eine Zeit so anhalten sollt.

In der Nacht, die er auf einem schlechten Strohsack in der kleinen Kammer zubracht hat, is ihm was G'scheites eing'fallen; wenn ich in der Wirtschaft mit-helfen tät, möcht' die Bäurin g'wiß anders zu mir sein; vielleicht wartet sie nur drauf! In der Früh is er mit den andern 'naus und hat g'schafft und g'rackert für zwei; aber, wie er sich zum Tisch g'setzt hat, war's mit 'n Essen das gleiche Glend. Da is ihm denn doch die Gall aufg'stiegen! „So wenig Essen für so viel Arbeit?“ hat er g'fragt. Sagt die Leitnerin drauf schnip-pisch: „Es hat Ihm niemand die Arbeit g'heißen!“ Jetzt hat er genau g'wußt, daß er nit länger mehr da-bleiben kömmt'. Das böse Weib hat's auf seine G'sund-heit abg'sehn g'habt. Und so is er Nachmittag zum Grabenwirt, hat sich Papier, Feder und Tinten aus-bitt't und hat schreiben wollen; aber weil er sehr lang keine Feder mehr in der Hand g'habt hat, so is es recht hart gangen; endlich is aber doch eine Meldung zustand kommen:

„Her Hauptmann ich meldte Gehorsamst das ich nit bleiben kan in Sonhof. Sie is würgliche ein Teuffel,

sie wil mich Ferkungern. Bite Gehorsamst um Ablösung; sogleich!! Der Teuffel get mir an das Leben.
Untertänig

Zedler Franz

Gemeiner, 1. Zug.“

Der Grabenwirt, der auch Soldat gewesen ist, hat dieses Dienststück für gut erklärt, und sein Knecht, der grad in die Stadt um Wein fahren sollt', hat's mitg'nommen.

Der Hauptmann war nit sehr erfreut, wie er diese Meldung g'lesen hat. „Der Fressack, der Zedler,“ hat er g'sagt, „wird sich haben nur den Bauch ausstopfen wollen, statt ein bissel in der Arbeit zu helfen, und hat die Bäurin dadurch störrisch g'macht.“ Dann hat er sich an den Oberleutnant g'wend't und hat ihn g'fragt: „Was meinst, Nowak, wenn wir den Jakob Seelenfried hinschicken täten? In ein paar Tagen kommt die Inspizierung, und der Seelenfried könnt uns wieder den Zug verschandeln. Der Kobi ist ein schlauer Kämpel; der wird sich bei dem Weib schon behaupten.“ Und so mußte der Jakob Seelenfried zur Ablösung abmarschieren.

Als der Zedler einige Stunden danach eing'rückt war, hat ihm der Hauptmann einen Tag bei Wasser und Brot diktiert, damit er wisse, daß ein Soldat nit nur zum Abfuttern auf der Welt is. Ihr könnt' euch vorstellen, wie der Zedler jetzt erst recht auf den Teufel im Sonnhof g'schimpft hat.

Wie der Kobi im Sonnhof eintreten is, waren alle auf'm Feld draußen, nur die alte, taube Jenz is im Hof g'sessen. Er hat ein' mächtigen Hunger und Durst g'habt; weil er sich aber mit der störrischen Person nit hat verständigen können, hat er sich's kommod g'macht

und is dann im Haus suchen 'gangen, ob er nit doch irgend was zur Stärkung finden könnt'. Hat auch richtig eine Schüssel mit Milch entdeckt, hat sie austrunken und sich in die Sonn' g'legt. Weil er aber zu den Menschen g'hört hat, die keine Milch vertragen, b'sonders, wenn sie kalt is, so hat er bald die schönsten Krämpf kriegt. Grad is die Bäurin mit den andern Leuten heimkommen; die haben ihn ausg'lacht. Ein mitleidiger Knecht hat ihm einen Enzian geben, zu Mittag hat er aber eine Specksuppen kriegt. Raun hat der Kobi den Speck g'rochen, hat er den Teller weit von sich g'stoßen und hat g'rufen: „Das ess' ich nicht, das ist gegen meinen Glauben!“

„Was?“ fragt die Leitnerin und stellt sich sehr verwundert, „is der Soldat vielleicht gar ein Jüdischer?“

„Was denn haben Sie geglaubt!“ erwidert empört der Seelenfried. Von da an hat die teuflische Bäurin in ganz verkehrter Weis' gegen früher ihren Soldaten behandelt: er hat ordentlich vorg'setzt kriegt, aber meistens war's Speck, Wurst oder g'selchtes Fleisch. Der Kobi war am Verzweifeln. Er hat ja beim Militär viel verbotene Speisen essen müssen, aber das war im Dienst, da konnt' man sich nicht dagegen wehren, es war also auch keine Uebertretung der Glaubensgebote; aber da, im Dorf, bei einer Bäurin war das doch anders. Da mußte er sich wehren. Er versuchte zuerst, ihre Gunst zu gewinnen. Am Abend hat er ein Spiel Karten aus seinem Tornister g'holt und hat sie wollen Strohmandel spielen lernen; aber die Christel wollt nix davon wissen. Dann hat er ang'fangen Lozelach — das sein lustige jüdische Späß — zu erzählen; die Dienstleut haben g'lacht, die Christel aber hat ihn g'heiß'n still sein.

Am nächsten Tag hat er was anderes versucht; er

is mit außs Feld 'gangen und hat es mit der Heugabel und mit'n Rechen versucht; weil er sich dabei aber recht ungschickt g'stellt hat, haben ihn alle ausg'lacht, und er hat aufg'hört. Mit Brot, Milch, Salat, Erdäpfeln und Wassersuppen hat er sich noch ein paar Tag weiterg'holten, dann aber hat er wie der Zedler eine jämmerliche, weitschweifige Bitte — denn im Schreiben war er geschickt — an den Herrn Hauptmann abgehn lassen; ein paarmal hat's drinnen g'heißn, daß er's nit aushalten könn't, und daß er entweder am Leib oder an der Seel' zugrund gehn müßt'. Der Hauptmann hat denn auch ein Einsehn g'habt und hat den Gemeinen Erl kommen lassen. Das war der Flügelmann der Kompanie; ein fester, schöner Bursch. Zu dem hat er g'sagt: „Erl, du hast nix in deinem Kopf als die Weibsbilder. Also gehst du jetzt zu dem Teufel im Sonnenhof. Mach mit der Bäurin, was du willst; sie muß erfahren, daß sie mit ordentlichen Soldaten nicht umspringen darf, wie es ihr g'fällt.“ Da hat der Erl mit den Augen zwinkert, hat seinem Hauptmann fest ins G'sicht g'schaut und hat g'sagt: „Serr woll, Herr Hauptmann! Werd'n ma scho' machen!“ Dann hat er sich fein z'sammg'richt, hat seine riechete Seif' und seine Bartwisch einpackt und is abmarschirt. Der Seelenfried is ihm schon weit entgegenkommen und hat ihm alles Glück g'wünscht.

Die Leitner-Christel hätt' beinah laut aufg'lacht, wie der schöne Erl vor sie hintreten is: die g'wichsten Schnurrbartspitzen sind wie zwei Spieß weg'standen, und wie er die Müzen runterg'nommen hat, hätt' sie seine g'salbten, g'scheitelten Haar beinah eine Lausallee g'nennt. Weil sie so ein heiteres G'sicht g'macht hat, so hat der Erl, im Glauben, daß er Eindruck auf sie g'macht haben

müßt', ein siegesbewußtes G'sicht aufg'setzt. Nachdem er in seiner Kammer alles abg'legt hat, is er zu ihr in die Stuben 'gangen und hat eine g'mütliche Unterhaltung anfangen wollen. Sie hat ihm aber ein böses G'sicht zeigt; er is ihr näher g'rückt, hat sie anblinzelt und hat seine Hand auf die ihre g'legt. Da is sie aufg'standen und hat hart g'sagt: „Ich will allein sein in meiner Stuben! Für den Soldaten is die Kammer!“ Der Erl hat sich g'sagt: der erste Sturm is abg'schlagen! Ueberrumpeln laßt sie sich nit! Alsdann fangen wir eine Belagerung an.

Wie der Abend kommen is und alles schlafen 'gangen war, hat er sich zu der Stuben von der Bäurin g'schlichen und hat an der Klinken 'drückt. Auf ihre Frag': „Wer is?“, wispert er zärtlich: „Christel, ich bin's, der Soldat!“ und macht auf. Aber da is sie schon mit ein' Schrei bei der Tür, stoßt ihn raus und fangt zum Schimpfen und zum Wettern an, wie's der Erl nur einmal in einer Unteroffiziersreitschul g'hört hat. „Gut!“ hat er sich denkt, „wart'n m'r noch!“ —

Am nächsten Tag hat er sich nit in ihrer Näh zeigt; er wollt' ihr Zeit zum Ueberlegen lassen. Am vierten Tag trifft er zufällig mit ihr im Hof zusammen. Da hat s' ihm gar so gut g'fallen; und wie's kommen is, hat er selber nit g'wußt, aber auf einmal faßt er sie mit der Linken von vorn, mit der Rechten von hinten, sie aber gibt ihm ein' derben Stoß. In der Eil' hat er ihr noch ein Buffel auf'n Arm nauspappt. „Du Höllsakra, du höllischer!“ schreit sie, hat schnell eine Schaufel erwischt und haut sie ihm mit aller Kraft auf'n Schädel, daß ihm die halbe Seiten, dabei das eine Aug', das linke, aufg'schwollen is. „Teufel, vermaledeiter!“ hat er aufgeschrien und is zum Brunnen g'rennt.



So hat der Exl wieder keinen Erfolg, sondern nur Schmerzen g'habt. In der Nacht hat er keinen Schlaf g'funden; dafür hat er über seine Lag' nachdenken können. Wie er in der Früh aus der Kammer kommen is, waren schon alle auf'm Feld draußen. Da hat er sich das Aug' frisch verbunden, hat sich marschmäßig angezogen, hat mit der Kreiden auf die Stubentür g'schrieben: „Hol dich der Teufel, du Teufel!“, hat die Faust geballt und is fort. Auf'n Weg hat ihn der Fuhrmann Zimpel eing'holt, der Holz in die Stadt g'führt hat; der hat ihn aufsitzen lassen und hat ihn bei der Kasern abg'laden.

Wie der Herr Hauptmann den Exl mit einem verbundenen Aug' daherkommen sieht, hat's ihm einen Ruck geben. Dann is ein Hagelwetter über den Soldaten losgegangen, wie man's schon lang nit g'hört hat. Auch die andern unmittelbaren Borg'setzten des Exl, denen er der Reih nach in die Händ' kommen is, haben ihren Spott über ihn ausg'lassen, und so hat der arme Mensch die alte G'schicht' erfahren, daß einem zum Schaden der Spott nit fehlt, und daß man, wenn man auch ein schöner Mann ist, doch verschiedene Namen aus dem Tierreich zu hören kriegen kann. Der Herr Hauptmann is bald wieder kommen und hat zornig erklärt, jetzt ging er selber mit der ganzen Kompanie hinaus nach Muckendorf; er möcht' doch sehen, ob der Teufel dort nit unterzukriegen sei! Diese Red' hat der Fuhrmann Zimpel beim Haustor noch g'hört, weil er sich etwas länger verhalten hat, wie er g'hört hat, wie alles gegen den Exl vorgangen is. Gegen Abend war das Aug' vom Exl schon wieder besser, auch hat's ihn nit mehr so g'schmerzt, er is daher in die Kantine 'gangen und hat seine Erlebnisse bei dem Teufel zum besten



T. L. Bergen
19

geben; dabei haben auch der Zedler und der Seelenfried mitg'holfen, und so haben die Zuhörer viel zum Lachen und Auslachen g'habt. Einer aber war unter den Soldaten, der nur immerfort fein still zug'hört hat; das war der kleine G'freite Alois Hannickel vom vierten Zug.

Am Abend is der Fuhrmann Zimpel aus der Stadt zurückg'wesen, is bei der Leitnerin eintreten und hat umständlich ang'fangen, er hätt' ihr was Wichtiges zu erzählen; wie er sein Glasel Schnaps vor sich g'habt hat, da is der Bericht angangen. Wie die Christel vernommen hat, daß der Hauptmann selber kommen wollt', da hat sie zuerst g'stußt, dann aber hat sich ihr Troß aufbäumt. „Was?“ hat sie g'rufen, „die ganze Kumpanie? Na, meints wegen! Jetzt zahl ich erst recht nit!“ — Und haut das Steuerbüchel mit'n Geld, das sie am Nachmittag zum Zahlen herg'richt' hat, um endlich Ruh zu haben, so hin, daß alles auseinander is. „Aber, aber!“ hat der Zimpel beschwichtigt, „die Christel weiß ja gar nit, was das is: a ganze Kumpanie! Das sein an die hundert Mann! Jawohl, an die hundert! Das sein hundert Mäuler, die fressen und saufen was z'samm! Dazu die Herrn Offizierer! Die müssen was Fein's kriegen!“

Die Bäurin geht zornig auf und ab. „Ich fürcht mich auch vor hundert nit! Ich werd' auch die rausbeissen! Wenn's notwendig wird, wend' ich mich an den Bezirksvorsteher oder an den Statthalter. Ah was! Ich geh noch höher! Ich laß mir kein Unrecht antun!“

Der Zimpel hat mit ein' riesigen Respekt auf die Frau g'schaut, die so rasch g'red't hat und bis zu die höchsten Herrn 'naufgehn wollt. Er hat sein drittes Glasel austrunken und is 'gangen, gradaus zum Graben-

wirt munter; dort hat er alles erzählt. Die Bauern haben die Köpfe g'schüttelt, und der Zitterhofer hat g'meint: „Ein Teufel is sie wohl, aber die G'schicht kann für sie doch böß ausgehn!“ Und der Steffel hat g'meint: „Wenn so a hundert Soldaten und Offizierer daher nach Muckendorf kommen, da könnten wir uns alle, freilich Männer und Weiber jedes nach seiner Art, freuen. Und das hätten wir dem Teufel, der Christel, zu verdanken!“

Am nächsten Tag hat sich aber nix von einer Uniform zeigt; am zweiten auch nix, und wie am dritten und vierten auch noch kein einziger Soldat da war, da haben die Muckendorfer sich denkt, daß der Hauptmann nur im ersten Zorn so g'red't hat. Vielen war das aber auch nit ganz recht, denn es hat sie geärgert, daß die Christel jetzt ganz ohne Straffsoldaten bleiben sollt.

So is wieder ein schöner Sonntag kommen. Es war ein heißer Tag, und noch am Abend hat man die Hiß' g'spürt. Die Leut sind vor ihren Häusern g'standen und g'essen und haben plauscht. Da kommt auf einmal ein Bub g'rennt und schreit: „Die Soldaten kommen!“ Alle sind gleich munter worden. Von Haus zu Haus is die Losung gegangen: „Die Kumpanie kommt!“ Viele haben das mit großer Schadenfreud g'rufen und andere mit Hallo, weil sie soviel Soldaten noch nie beinander g'sehn hatten. Alles ist in Erwartung, die Kinder laufen ihnen entgegen. Ja, da sieht man schon den ersten! Ein kleiner Mensch war's, vorschritsmäßig bepackt. „Ein G'freiter is's!“ schreit einer. „Das ist der Vortrab!“ meint ein anderer. „Es heißt Vorhut!“ — „Der is aber der Kumpanie weit voraus! Wahrscheinlich is er der Quartiermacher!“ — „Den brauch't's doch nit, sie kommen ja alle in 'n Sonnhof.“

So sein die Reden durcheinandergegangen. Der kleine G'freite marschirt in der Mitten der Straßen und schaut sich vergnügt links und rechts die Neugierigen an. Wie aber nix hinter ihm nachkommen is, sein die Leut recht unzufrieden g'wesen; sie haben sich ja alle auf die große Heß g'freut.

„Na,“ meint der Zitterhofer, „avanschirt is die Leitner-Christel doch! Statt ein' Gemeinen schicken s' ihr ein' G'freiten! Aber der Teufel wird auch mit dem fertig werden!“

Der Soldat war jetzt mitten im Ort; hinter ihm ein Schwarm Kinder. Er kehrt sich um, bleibt stehn und fragt: „Wo is der Sonnhof?“ Zwanzig Hände zeigen nach der Anhöh' und zwanzig Stimmen rufen: „Dort!“ Der ganze Zug hat ausg'schaut wie der Rattenfänger von Hameln mit den Kindern. Im Sonnhof is die Haustür aufgangen, der G'freite is hinein; die Kinder sind wieder ins Dorf g'laufen.

Die Christel hat lang vorher aus'n Fenster guckt; wie sie g'merkt hat, daß wieder nur einer kommt, hat sie ein kleins bissel aufg'schnauft, dann aber verächtlich g'lacht.

Der Soldat tritt ein. „Guten Abend, Frau Leitner! G'freiter Alois Hannickel meldet sich als Exekutions-einquartierung!“ Sie schaut ihn an; ein besserer Mensch is er als die früheren. Ein lichtiges G'sicht mit roten Wangen, gutherzige blaue Augen, und ein' halben Kopf is er kleiner als sie, auch ein bissel schwach für ein' Soldaten scheint er ihr.

Er starrt sie an, das wird ihr z'wider: „Was schaut denn der Soldat so auf mich?“

Drauf er: „Weil der Soldat genau wissen will, bei wem er ein paar Wochen sein wird!“



Fritz Brunn
19

„Haha!“ lacht sie höhnisch, „ein paar Wochen! Wann ich morgen zahl', is der Soldat draußen!“

Drauf sagt er: „So zahl' halt die Bäurin morgen, daß wár' mir das liebste; da könnt' ich gleich umkehren!“

Da hat sie ihn giftig ang'schaut und hat bei sich denkt: der hat 's Maul am rechten Fleck! Er aber hat freundlich g'lächelt und bei sich denkt: Das ist doch kein Teufel! Sie stellt sich nur so; mit der nehm' ich's auf! — Und hat sie wieder ang'schaut. Bei ihr hat die innere Stimm' g'sagt: „Du armer Hascher, schauft wohl freundlich auß, man kann dir nit recht böß sein, aber ich kann dir nit helfen! Ich muß dich wie deine drei Vorderleut 'naußbeißen!“ — Laut hat sie dann zu ihm g'sagt: „Zum Abendessen hab' ich nit viel oder eigentlich gar nix, weil ich nit g'wußt hab', daß man mir wieder einen Soldaten schicken wird.“

„Das macht nichts,“ hat er geantwort't, „ich hab' mein Brot.“

Er is dann zum Brunnen 'gangen, hat sich g'waschen, nachher auf die Wagendeichsel g'setzt und sich an sein Kommissbrot g'macht.

Den Dienstleuten hat der kleine, freundliche Soldat g'fallen, sie haben aber nit ins Reden mit ihm kommen wollen, weil sie sich denkt haben, daß es der Bäurin nit recht sein möcht'. Da is sie in den Hof kommen; es war ihr anzusehn, daß sie gern und doch wieder nit gern zu dem Soldaten g'red't hátt'; dann aber hat sie doch ang'fangen: „Ein wenig Milch wár' noch da . . .“

„Dank schön,“ sagt er, „mir gebührt die Kost erst von morgen.“

Da lacht sie bissig auf, denn sie hat den Stich g'spürt, und sagt: „Das hat der Soldat von seinem Kameraden, dem Zedler, g'hört?“

„Freilich hab' ich das! Man soll immer vom Schanden der andern lernen.“

Sie is still blieben. Der Soldat da is ein anderer Mensch als die vor ihm. „Mirzl, bring die Milch!“ fährt sie dann harsch die Dirn an.

Und wie dann die Mirzl dem Soldaten die Milch hinhalt', da freut sich die Bäurin schon wieder drauf, wie er sagen wird: „Mein, ich dank jekt schön.“ Er sagt aber: „Dank schön!“ und trinkt den Topf aus. Das suchst sie wieder, alles macht er anders, als man denkt.

Nach einer Zeit fragt sie: „Wie lang dient Er als Soldat?“

Mit seinem freundlichen G'sicht, aber mit festem Ton sagt er drauf: „Zu mir sagt man nit alleweil ‚der Soldat‘, sondern der Herr G'freite oder, wenn man's mit mir gut meint, ‚Loisl‘, und dienen tu ich im achten Jahr; in sechs Monat is meine Zeit aus.“

Der hat's der reschen Bäurin nit schlecht geben. Sie hat auch im Augenblick nit g'wußt, soll sie losfahren oder die Abfuhr einstecken. Der Loisl hat ihr aus der Berlegenheit g'holfen, denn er hat zu erzählen ang'fangen, wie und was alles mit ihm bisher g'wesen is, und nach einer Viertelstund hat sie sein ganzes kurzes Leben gekannt. Sein Vater war ein Finanzwachaufseher g'wesen, is zeitlich g'storben, die Mutter hat sich mit dem Bübel mühsam forthelfen müssen, in der Volksschul war er ein braver Schüler g'wesen, so daß er in die Lateinschul aufg'nommen werden konnt'. Ob er denn hat geistlich werden wollen, fragt die Bäurin. Vielleicht, sagt er; die Mutter hätt's gern g'sehn, aber eines Tags, wie er schon in der zweiten Klass' g'sessen wär', hätt' ihn der Rechenprofessor g'frozgelt, weil er

wegen seiner Kleinheit nit gut auf die Tafel hinaufreichen konnt', er sollt' sich ein Blattl Papier unter die Fuß legen, daß er größer wár'. Da is über ihn ein großer Zorn kommen; er hat dem Professor die Kreiden hing'haut und hat ihm g'sagt, daß er sich nicht seckieren und verspotten laßt. Auf das hin hat er von der Schul wegmüssen und is Schreiber bei ein' Notar worden; mit neunzehn Jahren hat er sich anwerben lassen. Es wár' manchmal ein harter Dienst g'wesen — denn, Kameraden, in der Zeit, von der ich und der Hannickel erzählen, hat's der Soldat nit so gut g'habt wie jezt. Da hat's g'heißn acht Jahr dienen, ich hab' gar noch vierzehn dient, und die Regimenter sein meistens weit von der Heimat g'legen. Damals konnt der Soldat nit wie jezt auf die Feiertag zu der Mutter heimfahren, zu Knödeln und Würsten! Wer damals bei der Aushebung b'halten worden is, der mußt' sofort in ein' großen Saal, hat den Eid leisten müssen, die Haar sein ihm g'schoren worden, so mancher hat die Haarschüppel seiner Mutter oder seinem Mädcl, die unter den Fenstern g'standen sind, in die Schürze nunter g'worfen zum Andenken. Da is oft viel g'weint worden! Dann is gleich in die Uniform g'steckt worden und abmarschirt. Wenn der Soldat so nach acht Jahren wieder in sein Dorf kommen is, hat er nit mehr jeden kennt und ihn auch nit mehr jeder.

In den lezten Jahren, erzählt der Hannickel weiter, wár' ihm der Dienst leichter worden, weil man ihn in der Kanzlei als Schreiber verwend't hátt'.

Die Bäurin hat das alles mitleidig ang'hört; zum erstenmal war ihr ein Strasssoldat nit verhaft.

Am nächsten Tag war der G'freite zeitig auf, und wie die Dienstsleut sich anschicken, zur Arbeit auf die

Wiesen zu gehen, erwischt er ein' Rechen und geht auch mit.

„Der Herr G'freite will mithelfen?“ fragt die Christel.

„Ja, ich will die Feldarbeit ein bissel lernen, damit ich was davon versteh, wenn ich einmal ein' Bauernhof übernehm'.“

Drauf haben s' alle zwei g'lacht.

Beim Mittagessen, da war die Bäurin wieder ernst und mürrisch, als ob es sie g'reut hätt', daß sie zu dem Soldaten freundlich g'wesen is. Er hat kein Wort von ihr zu hören kriegt, hat sein Plagl ganz unten g'habt und auf die Weis' nit grad die besten Bissen g'funden. Er hat aber nach seiner stillen Art nix dazu g'sagt, sondern hat die Bäurin nur manchmal groß ang'schaut, als hätt' er sagen wollen: wie gehst denn du mit mir um?, so daß sie jedesmal die Augen hat niederschlagen müssen.

Am dritten Tag war alles grad so. Erst am vierten hat sie nach langer Ueberlegung den Hannickel in ihre Stuben g'rufen und hat ihm ihre G'schicht mit dem Steuerkommissär und der ungerechten Steuer erzählt, damit er nit glauben sollt, daß sie ihre Schuldigkeit an den Staat bloß aus dummem Eigensinn oder Geiz nit entrichten will; hat dann zug'setzt, sie hätt' die Unruh und die Verdrießlichkeiten schon satt und möcht' zahlen. Drauf fragt er, ob sie schon einen Rekurs g'macht hat. Was das is, ein Rekurs, fragt sie. Da hat er ihr die Sach' erklärt, und sie hat ihn gebeten, er möcht' ihr so eine Schrift aufsetzen. Er sagt ja, aber die Entscheidung wird von oben nit so bald hinunter kommen, weil so was durch viele Händ' geht, und weil der Staat nit gern auf ein Geld verzichtet; bis dahin müßt halt

ein Exekutionsfeldat im Sonnhof bleiben; er oder ein anderer. Darauf wend't sie den Kopf weg und sagt halbblaut, wenn einer da sein müßt', so wär' er, der Hannickel, schon der . . . Das andere hat sie halb verschluckt.

Also geht der G'freite frisch an die Arbeit; holt sich ein paar Bogen Papier, rupft einer Gans im Hof eine schöne Feder aus, schneidet sich eine Schreibfeder, schüttet ein bißel Wasser in das ausgetrocknete Tintenflaschel und macht sich ans Schreiben. Die Leitnerin hat ab und zu groß g'schaut, wie leicht ihm die Feder 'gangen is! Na, wenn der's nit könn't; einer, der in der Lateinschul war und nachher in der Kanzlei! Während der Schreiberei hat er sie bald um das, bald um jenes fragen müssen, was zur Sach' g'hört hat, und alles hat er getreu hineing'schrieben, besonders hat er unterstrichen, daß keinem Untertan ein Unrecht g'schehn soll. Nach einer Stund' war die Schrift fertig, so daß sie der Briefbot' gleich in die Stadt mitnehmen konnt'. Am nächsten Tag hat der Hannickel, weil er schon im Schreiben war, einen ausführlichen Bericht an seinen Herrn Hauptmann aufg'setzt und am Nachmittag abg'schickt.

Wie der Hauptmann die Meldung g'lesen hat, sagt er zum Oberleutnant: „Nowak, was sagst du zu dem Schnipfer, dem Hannickel? Was die drei Lacteln vor ihm nit troffen haben, das gelingt ihm; mehr als acht Tag halt't er sich schon bei dem Teufel dort oben! Ein Mordskerl!“

An einem der nächsten Abende ist der Hannickel zum Grabenwirt auf ein Glasel Wein 'gangen. Es waren genug Leut da, und es is lustig zugegangen. Die meisten sind zum Soldaten g'rückt, und er muß't vom Dienst erzählen. Allen hat das g'fallen, was er zum

besten geben hat, nur einem schwarzen Kerl nit, der zu unterst g'essen is und ein' Schnaps nach dem andern trunken hat. Das war der krumpe Rochleder, ein lediger Mensch, so über die vierzig; einer von den Leut'n, die alles und nix arbeiten. Is auch schon wegen Wilddieberei ein paarmal g'essen. Mit einmal ruft er mitten in die Red' des G'freiten: „Jez wär's grad g'nug mit der Militari! red'ts von was G'scheiterem!“

Drauf der Hannickel: „Na, man kann die Militari wohl nit dumm heißen!“

„Tuft mir leid!“ sagt der Rochleder, „wenn du an dem Sklavendienst was G'scheit's find'st!“

Da is der Hannickel in'n Saft kommen! „Das is kein Sklavendienst, das is Erfüllung einer Pflicht!“

Die meisten haben beifällig g'nickt; der Schwarze aber hat g'sagt: „Hör auf mit solche Reden! Die Herrn brauchen unsere Soldaten, daß sie ihnen Geld und Land verschaffen. Ich g'freu mich noch immer, daß ich über die Grenz 'gangen bin, wie s' da bei uns assentiert haben, und wär' nit der Gamsbock, der Loder, g'wesen, hinter dem ich in der Eil hing'flogen bin und mir das Knie zerschlag'n hab', so hätten s' mich nit erwischt; ich hätt' ihnen noch lang eine Nase 'draht!“

„Ja, ja,“ sagt der Grabenwirt, „dein Davonlaufen is dir teuer zu stehn kommen! Weil du untauglich worden bist, hast deine Zeit im Arrest abdiemt!“

„Das gift mich eh' noch immer!“ schreit der Rochleder; „und wann ich ein' Soldaten siech, so hebt's mich! — Laß gehn, G'freiter, fahr nit in die Höh!“

„Halt dein Maul!“

„Du schaffst mir nix! Ich bin auch noch wer!“

„Ein Feigling warst und bist's!“

„Ich, ein Feigling? Ich, der in wilder Nacht auf

die Gamseln geht, über Felsen kraxelt, wo jeder Ausrutscher der Tod sein kann? Haha!“

„Du prahlst mit deinem Mut beim Wildern! Besser wär's g'wesen, du hätt'st einen Mut auch bei der Affentierung zeigt, wo sich's drum g'handelt hat, seine Pflicht wie viele tausend andere zu tun. So bist nur ein Wilddieb zu deinem Vergnügen und zum Schaden anderer, also ein Spitzbub!“

Alles stimmt zu. Der Rochleder aber is aufgsprungen und hätten ihn zwei Männer nit g'halten, so wär' er gegen den Soldaten losgegangen. Da hat der Naz vom Steinhäufel den guten Einfall g'habt, g'schwind mit einer lustigen, g'schmalzenen G'schicht anzufangen, wie er sie immer bereit g'habt hat, und so is wieder ruhig worden.

Am andern Tag hat der G'meinvorsteher die tapferen Reden des G'freiten dem Schandarm erzählt, und der hat's dann in der Stadt weitergeben, so daß auch der Hauptmann davon erfahren hat. Da hat er dem Oberleutnant g'sagt: „Was meinst, Nowak, sollt' ich nit dem Hannickel, weil er sich weiter so g'schickt zeigt, eine Belohnung geben?“

Nach vierzehn Tagen is wieder ein Soldat im Sonnhof ankommen, und das war der Feldwebel. Der is zum Hannickel in die Kammer und hat ihm einen Regimentsbefehl zeigt, in dem der Herr Oberst g'sagt hat: „Ich ernenne den G'freiten Alois Hannickel der zweiten Kompanie, vierter Zug, in Ansehung seines dienstleifrigen Verhaltens zum Korporal.“

Der Feldwebel hat dann ein Päckel aus der Taschen zogen, drin is das Unteroffiziersportepée, die Sternndl und die Borten für den Tschako gewesen, und hat g'sagt, daß ihm der Herr Hauptmann noch seine Zu-

friedenheit sagen laßt, daß er so lang bei dem Teufel im Sonnhof aushalt; es wár' also eine Art Belohnung für Tapferkeit vor dem Feind. Die Bemerkung war aber dem Hannickel nit ganz recht; noch weniger der Bäurin, die zufällig im Hof war und beim offenen Fenster die ganze Red' in der Kammer ang'hört hat. Die Gall is ihr aufg'stiegen, dann hat sie ang'fangen zu weinen.

Wie der Feldwebel fort war, hat sie sich vom Hannickel — als ob sie's nit wüßt' — erzählen lassen, weswegen der Feldwebel dag'wesen is, und hat ihm dann spöttisch gratuliert. Als er ihr verdrießlich geantwort't hat, daß er lieber nit Korporal worden wár', da hat sie g'merkt, daß die Bemerkung über die Tapferkeit im Sonnhof ihm nit angenehm g'wesen is, und hat sich mächtig g'freut.

In der Nacht, er hat schon fest g'schlafen, is sie still in seine Kammer, hat sich was g'holt und, wie er am nächsten Tag die Augen aufmacht, sieht er schon die Borten am Tschako, die Sternln am Kragen und das Quastel am Bajonett. Da hat er sonderbar dreing'schaut und hat sich später bei ihr bedankt.

Noch mehr haben aber die Muckendorfer dreing'schaut, daß die Leitnerin nach langer Zeit wieder einmal in die Kirchen 'gangen is, neben ihr der kleine Korpral. Sie haben die Köpf' zusamng'steckt und zischelt, und der Herr Pfarrer hat verwunderte Augen g'macht, wie er das seltene Schäflein im Kirchenstuhl g'sehn hat!

Aber die lieben Mitmenschen hätten, wie's leider oft geschieht, beinah wieder verdorben, was gut werden wollt'. Das Weib vom Reitlinger und der Scheiderbauer, der seine Nasen überall 'neinstecken muß', haben

die Christel auf'n Heimweg ang'red't und über sie und den Korpral Spasseteln g'macht; drüber is sie zornig worden und zu Haus is sie mürrisch und grob g'wesen, daß ihr alle aus'n Weg 'gangen sind.

Auch der Hannickel hat sich den übrigen Tag nicht sehn lassen. Am Abend is er zur Musik zum Grabenwirt; dort hat er sich unterhalten, hat auch getanzt, am meisten mit der Franzi von der Stadelbäurin. Wie dann wegen dem Mädcl zwischen zwei Burschen ein Streit angangen is, hat sie sich g'fürcht't und hat den Korpral um Gott'swillen gebeten, er möcht' sie und ihre Mutter z' Haus begleiten, was er auch gut besorgt hat. Das alles hat nun wieder der Briefbot der Leitnerin am nächsten Tag brühwarm erzählt, sie hat aufg'lacht, hat g'meint, das alles ging' sie nix an, nachher hat sie aber ang'fangen mit allem herumzuwerfen, und hat dem Hannickel grob g'sagt, sie hätt' sich die Sach' jezt überlegt, sie wollt' nit warten, bis der Refurs entschieden wár', sie hätt' grad genug von dem Verdruß; kurz, sie wollt' ihre Steuer, ob gerecht oder nit, gleich bezahlen.

„Gut,“ sagt der Hannickel, „so kann ich ja morgen einrücken!“ Auf das hin hat sie das Geld und das Steuerbüchel dem Briefboten geben.

In den nächsten Tagen haben die zwei sich nur beim Essen g'ehn; g'red't haben s' nix miteinander.

An einem Abend is der Hannickel wieder ins Wirtshaus 'gangen. Der schwarze Rochleder is schon dort g'fessen. Der Hannickel hat sich vorg'nommen, vorsichtig zu sein, aber der Kerl hat's auf ihn abg'sehn g'habt, denn nit lang hat's dauert, so hat er ang'fangen, sich über die Leitner-Christel lustig zu machen, bis er sie gar ein mannsüchtiges G'schöpf g'heissen hat, vor dem

die drei Soldaten davongelaufen sein, weil s' keine Ruh vor ihr g'habt hätten. Da is der Hannickel Krebsrot worden, hat die Christel die bravste Frau g'nannt, den Rochleder aber einen bösen Lumpen. Auf das hin haut der Rochleder sein Glas dem Soldaten auf'n Kopf, daß ihm das Blut runterg'schossen is. Mit Müß hat er 'nausg'funden, hat sich zum Sonnhof g'schleppt, hat dort grad noch schwach ans Fenster klopfen können, dann is er zusammg'fallen.

Die Bäurin, die noch wach g'legen is, hört das Klopfen, steht auf, schaut nach und sieht den Soldaten. „Ah!“ sagt sie zu sich, „betrunken kommt er heim? Und vielleicht gar in einer Rauferei g'wesen, wegen der Franzi? Na, mich geht das alles nix mehr an!“ Sie ruft eine Dirn, und die führt den Soldaten zum Brunnen und wascht ihm das Gesicht.

Am nächsten Tag in der Früh kommt der Grabenwirt und fragt, wie's mit dem Soldaten steht, und da erfahrt die Christel, was g'schehen war.

„Jessaß, Maria!“ hat's g'rufen, das Herz is ihr still g'standen, wegen ihr hat er sein Blut verloren. Schnell zu ihm! Gleich soll man anspannen, und den Dokter holen. Die ganze Zeit is sie dann bei seinem Bett g'sessen, und hat alles für ihn getan*). Was der Dokter verordnet hat, is genau befolgt worden; und als das Wundfieber vorbei war, is sie mit dem schwachen Mandl in den Obfigarten 'gangen, damit er in der Sonn' sitzen konnt'.

Da aber die Leitnerin ihre Steuerschuldigkeit beglichen hat, so is der Befehl an den Korpral kommen, daß er einrücken soll; drauf schreibt sie ein paar Zeilen

*) Siehe das Titelbild.

an den Herrn Hauptmann, daß der Korpral krank wär', worauf der Hauptmann ihr schreiben laßt, daß ein Soldat, sobald er erkrankt, ins Militärspital abzugeben sei, weil er zur Armee gehört.

Drauf schreibt sie: „Weil der Herr Korpral Hannickel wegen mir zu Schaden is gekohmen, also habe ich die Flicht ihn heil zu machen, und für so lang gehört er mir. Achtungsvol Leitner Christiane.“

Der Herr Hauptmann liest den Brief, wackelt mit'n Kopf, laßt den Oberleutnant rufen und sagt: „Alsdann, Nowak, was sagst du zu so einem Frauenzimmer? Der Soldat g'hört ihr, schreibt sie! Das is ein richtiger Teufel! Den müssen wir uns selber anschau'n. Weißt was? Wir machen die nächste Uebung mit der Kompanie dorthin. Es is zwar ein bissel weit, aber die Frau ist der Müh' wert, den Satan müssen wir kennen lernen.“

Langsam hat sich der Hannickel erholt; weil schlechtes Wetter kommen is, hat er in der Stuben sitzen müssen. Auf den Bergen hat's damals Neuschnee geben, wie er seit Jahren nit zu sehen war.

Die Christel hat in der sorgsamen Pfleg' nit nachg'lassen. Wie der Dokter zum letztenmal nachg'schaut hat, war er ganz zufrieden und hat g'meint, reine Luft tât' ihm gut; da is der Bäurin eing'fallen, sie könnt' ihren Kranken auf ihre Almhütten hinaufführen; dort droben, in der frischen, freien Luft könnt' er eine Zeit bleiben und ganz zu Kräften kommen. Der Dokter hat das für g'scheit g'funden, und auch der Hannickel war damit zufrieden. Wie dann wieder schönere Zeit kommen is, haben sich die zwei aufg'macht, mit ihnen die Dirn, die ein' großen Korb mit Fleisch, Eiern, Brot und Wein tragen hat.

Der Weg war angenehm; öfter haben s' rasten müssen, weil auch ein warmer Wind zu blasen ang'fangen hat.

„Das is der Föhn!“ sagt die Christel, „der wird den Neuschnee bald aufstauen und fortblasen.“

Wie sie höher kommen sein, und der Blick frei worden is, hat der Hannickel sich fröhlich umg'schaut; auf einmal deutet er nach rechts und ruft: „Dort sind Soldaten. Das kann nur unsere Kompanie sein! Die haben einen Uebungsmarsch daher g'macht und halten jetzt eine G'fechtsübung ab.“

So war's auch; der Hauptmann is diesmal wirklich, wenn auch in anderer Absicht, doch mit der ganzen Kompanie kommen.

Auß dem warmen Wind war allmählich ein Sturm worden, und so sind die drei Leut froh g'wesen, als sie in der Hütten waren. Aber, kaum hatten sie auszu-packen ang'fangen, so is ein fürchterliches Wetter los-gangen, daß es stockfinster war und man sein eigenes Wort nit verstanden hat. Da, mitten im Blitzen und Donnern wird die Tür aufg'rissen, und drei Soldaten kommen herein, durch und durch naß. Eine Patrull war's. Der Erl, der Seelenfried und der Zedler. Für die Christel hätten die drei nit besser ausg'wählt sein können. Sie is recht erschrocken, die drei aber auch nit wenig, wie sie ihren Teufel vom Sonnhof erkannt haben; denn jeder hat sich ein bissel g'schämt. Für den Augenblick is ihnen aber keine Zeit zum Reden oder Nachdenken blieben, denn ein fürchterliches Krachen und Gausen is angangen; dann war auf einmal alles still. Keins hat sich zu reden traut, alle waren wie betäubt. Dann is die Christel zum Fenster, hat nachschaun wollen, is heftig erschrocken und hat mit zittriger Stimm'

g'sagt: „Wir müssen uns g'faßt machen, daß wir länger dableiben, es is, — ich mein' — eine Lawine is niedergangen und hat unsere Hütten verschütt't!“

Auf das sind die Soldaten noch mehr erschrocken und haben nur langsam die Sprach g'funden. Der Seelenfried konnt's am längsten nit begreifen, daß grad er von einer Lawine sollt' verschüttet sein.

Ruhiger sind sie erst dann worden, als die Bäurin g'sagt hat, daß es gut von ihr g'wesen is, die Dirn hinunterzuschicken; denn die müßt ja merken, was das Unwetter auf der Alm ang'richt't hätt', und tät sicher die Dorfleut zur Hilf rufen. Und der Hannickel hat g'meint, daß auch der Herr Hauptmann mit seinen Leuten den Lawinensturz bemerkt haben müßt'. Der Zedler war in größter Sorg', daß es in der Hütten nit zum Essen geben könnt'; wie er aber g'hört hat, daß genug von allem für den Anfang da sei, war er beruhigt und hat in der Finsternis nach dem Korb g'sucht.

Der Seelenfried ist dann auf den Einfall kommen, man sollt' eine Fahne beim Dach hinausstecken. Da haben die andern g'lacht! Ob er den Fahnenstecken wirklich durch die Schneemassen durchstecken könnt', und wo man eine Fahn' hernehmen sollt'? Der Hannickel hat was Besseres g'raten; man sollt' zum schaufeln anfangen. Die Christel hat g'sagt, am besten ging's gegen den Stall zu, weil dort der Schnee am ehesten noch aufg'halten worden sein dürft'. So haben die drei Soldaten zu schaufeln ang'fangen. G'schwißt haben s', was Zeug g'habt hat, aber jeden hat bei der schweren Arbeit ein b'sonderer Trost aufrecht g'halten. Der Seelenfried hat sich gestärkt mit dem Gedanken, daß er sein kostbares Leben rettet; der Zedler hat sich ausg'malt, wie er sich über den Freßkorb hermachen wird, denn wenn es keine

Rettung geben und er ersticken müßt', so sollt's wenigstens nit mit leeren Magen sein; der Erl endlich hat sich g'sagt: Herrschaft, wenn ich glücklich raussteig, und ich steig außi, so kann mir das nur von Nutzen sein bei den Weibern! Denn ein' feschen Mann, der schon unter einer Lawine war und mit grade Glieder rauskommen is, sieht man nit alle Tag!

Mit dem Schaufeln sein s' aber doch langsam vorwärtskommen; endlich haben s' vor sich ein leichtes Geräusch g'hört, und gleich drauf haben s' schon unterschieden, daß draußen Leut sein mußten. Da haben s' mit neuer Kraft ang'fangen.

In der Stuben is derweil die Christel eng beim Hannickel g'essen. Ab und zu haben sie sich, trotzdem alles finster war, in die Augen g'schaut; dann hat der Hannickel mit unsicherer Stimm g'fragt: „Christel!“ es war zum erstemal, daß er sie mit ihrem Taufnamen ang'redet hat, „Christel, was möcht g'schehn, wenn wir ohne Hilf bleiben tätén?“

Sie war ein wenig verwirrt; dann aber meint' sie: „Mir wár's gleich. Mich g'freut das Leben eh' nimmer.“

„Oh!“ sagt er drauf, „jetzt könnt's erst schön werden!“ —

„Für mich nit!“ sagt sie und fährt mit dem Schürzenzipf an die Augen.

Da nimmt er sie bei der Hand und sagt: „Christel, es hängt nur von dir ab . . .“

„Ich versteh dich nit!“ Jetzt hat sie auch zu ihm du g'sagt!

Drauf er: „Ich möcht so gern immer bei dir bleiben!“

Und weil sie drauf nix antwort't, nur sich fester an ihn drückt, so kriegt er mehr Mut. „Ich hab' dich so viel gern; gleich vom ersten Augenblick, wo ich dich

g'sehn hab'. Aber, was red ich daher! Wie kann denn ich glauben, daß so eine schöne, reiche Frau . . ."

Da hat sie aufg'regt g'sagt: „Du bist weit mehr als ich! Ich bin ja der Teufel vom Sonnhof, den keiner mag!“ und fangt zu weinen an.

„Du bist kein Teufel!“ sagt er herzlich. „Gleich, wie meine Kameraden von dir erzählt haben, hat mir eine innere Stimm g'sagt, der Frau g'schieht Unrecht; die is nur verbittert worden! Und es hat mich zu dir 'zogen! Drum hab' ich mich auch freiwillig zu dir gemeld't; und dann hab' ich dich so lieb kriegt!“

Und dabei hat der kleine Korpral aufg'schluchzt. Da hat sich die Christel nit länger halten können und is ihm um den Hals g'fallen.

War's da ein Wunder, daß die zwei verliebten Leuteln nit g'wußt haben, was derweil im Hof und vor der Hütten vor sich 'gangen is? Daß ein Gang im Schnee durchgraben war, durch den die Soldaten hinaus und ein bissel Luft und Licht herein konnten? Daß gleich drauf der Exl, der Seelenfried und der Zedler beinah gleichzeitig gerufen haben: „Herr Hauptmann, ich melde gehorsamst, da drin sitzt der Teufel vom Sonnhof!“

Richtig! Wie gleich darauf der Hauptmann eintreten is und gesehn hat, wie sich sein Korpral zum Bauer auf'n Sonnhof 'naufbusselt, hat er eine mächtige Freud g'habt und hat ausg'rufen: „Hannickel, Er ist ein Schnipfer!“

Die Muckendorfer, zuerst die, was mit Schaufeln schon auf 'm Weg zum Helfen waren, haben nit wenig g'schaut, wie die Christel mit einem Offizier und mit'n Hannickel an der Spit' von einer Menge Soldaten da:

her marschirt kommt. Und so is, wenn auch keine ganze, so doch eine halbe Kompanie — denn mit der andern Hälft' is der Oberleutnant auf der andern Bergseiten g'wesen — in den Sonnhof eing'rückt, natürlich von der Bäurin dazu eing'laden. Dort haben s' ihre Kleider trocknet, ein paar Klastor Wurst verzehrt, nit wenig Bier getrunken, dann sich in der Scheuer und auf 'n Heuboden zum Schlafen niederg'legt. Am nächsten Tag hat der Hauptmann bestimmt, daß der Hannickel, weil man ihn sozusagen als gefunden Menschen in der Almhütten gefunden, und weil die Bäurin ihre Steuer zahlt hat, einrücken muß; was hernach auch g'schehen is.

Die zwei haben's miteinander in der Weis' abg'red't, daß Hochzeit sein sollt', wenn er mit seiner Dienstzeit fertig wär'.

In der Zwischenzeit hat der Loisl hie und da ein Briefel an die Christel g'schickt; Postkarten hat's damals noch nit geben, sonst hätt' der Briefbot viel zu laufen g'habt. Die Bäurin hat auf seine Briefel nix geantwort't; nämlich nix G'schriebenes, weil das Schreiben niemals so recht ihre Sach' g'wesen is, und weil die Bauern nit so viel zum Schwätzen haben wie die Stadt-leut. Sie hat ihm nur manchmal einen schönen Gruß ausdrücken lassen, wenn sich eine Gelegenheit troffen hat. Einmal hat sie ihm aber was Wichtiges sagen lassen, nämlich, daß der Rochleder-Michel sich sein wehes Knie im Rausch noch einmal zerstoßen hat, und daß der Dokter im Spital meint, es könnt' nimmer heilen, weil er immer so viel Schnaps in sich hineintrunken hätt'.

Endlich is Hochzeit g'halten worden. Da is auf'n Sonnhof hoch hergangen. Der Hauptmann war Braut-



führer, und unter den Gästen waren auch der Zedler, der Seelenfried und der Erl; die Christel hat's so haben wollen. Da is' geessen und trunken worden und nit wenig. B'sonders der Zedler hat sein' Mann g'stellt! Er hat g'sagt, er müßt das 'reinbringen, was er damals im Sonnhof zu wenig kriegt hátt'; er hat so viel in sich neing'stopft, daß ihm die Augen wie einem Krebs' raus-g'standen sein.

Der Erl hat die Braut manchmal traurig-verliebt ang'schaut, denn es war ihm in der Seel weh, daß nit er an der Stell vom Hannickel sein konnt'; nach dem sechsten Viertel Wein is' die wehmütige Stimmung von ihm g'wichen, und er hat sich prächtig unterhalten. Der Seelenfried hat niemanden beleidigen wollen; er hat gessen, was da war, wenn es auch gegen seine Glaubensgebote war; denn seinetwegen könnten sie doch nicht koschere Speisen kochen. Das hat er sich selber im stillen g'sagt.

Der Herr Hauptmann hat auf das Brautpaar eine schöne Red' g'halten; darin hat er die Leitner-Christel mit einer Festung verglichen, die belagert worden is': dreimal is' sie gestürmt worden, dreimal ohne Erfolg! Da is' der vierte Gegner gekommen, ein listiger Soldat, der eine regelrechte Belagerung angefangen hat, die schließlich zur Uebergabe der Festung geführt hat. Drei Hurra auf das Paar! Tusch! — „Musik, Aufspielen zum Tanz!“

Seit der Zeit hat's keinen Teufel auf dem Sonnhof gegeben. Nach zwei Jahren aber is' dort ein blondes Buberl umg'hupft; das haben die Leut das „Engerl im Sonnhof“ g'heissen.

„So,“ sagte der alte Feldwebel, „das war die G'schicht! Aber, jetzt schenkt's mir wieder ein!“



Das Auge Wischnus

Roman von Matthias Blant

Irma stand am Fenster und schob den schweren Vorhang mit der schmalen, weißen Hand etwas zur Seite. Sie schaute auf die stille, menschenleere Straße, in der die Villa Eller in dem alten Park zwischen mächtigen, breitkronigen Bäumen stand. Das kalte Glas kühlte die heiße Stirne, die sie gegen die Fensterscheibe preßte.

Im Dunkel war nicht viel zu erkennen; um so besser ließ es sich träumen. Ihr Blick verlor sich in die Nacht hinaus. Irma Eller träumte gern, träumte um so sehnsüchtiger, seit sie ihr erstes Abenteuer erlebt.

Sie wußte, daß man sie nicht vermiste, daß kein suchender Blick auf sie fallen werde, daß niemand nach ihr verlangte. In der Kaminecke in den bequemen Stühlen saßen Walter Eller, ihr Vater, der alte Geheimrat Hessel, Alice Renoldy und Professor Donner. Die Herren rauchten Zigarren, und Frau Renoldy blickte den blauen, dünnen Rauchringen einer Zigarette nach.

Irma wußte, wovon sie immer plauderten, von alten Schmucksücken, seltenen Steinen, von Waffen, indischen und japanischen Bronzen; alle waren leidenschaftliche Sammler, die sich hier in den behaglichen Räumen des gastfreien Hauses öfter zusammenfanden.

Sie hörte einzelne Worte der lebhaft geführten Unterhaltung.

Niemand verlangte nach ihr; weshalb sollte sie sich dann nicht zu Luftschlößern und Träumen flüchten? Als ihre Gedanken zu dem Abenteuer zurückirrten, huschte ein leichtes Rot über das blasser Gesicht mit der zarten Haut, die in auffallendem Gegensatz zu den schmalen, aber kräftig roten Lippen stand. Sie dachte an den jungen Mann, von dem sie nicht einmal wußte, wer er

war. Seinem Aussehen nach konnte er nur ein armer Bursche sein. Aber er hatte sich mutig und entschlossen gezeigt. Wenn er sich nicht so ritterlich benommen hätte, würde sie jetzt nicht in Träume versunken am Fenster stehen können, denn ihr Leben war in Gefahr gewesen in dem Augenblick, da er eingriff.

Mit einem Male schaute sie angestrengt in das Dunkel. Unten auf der Straße hob sich, nur im schattenhaften Umriß, eine Gestalt ab, die nach den hell erleuchteten Fenstern heraufspähte, als suchte sie etwas; eine hohe, schlanke Erscheinung war es, ein Mann, dessen Gesicht nicht zu erkennen war, da es von keinem Lichtschein gestreift wurde. Die gleiche kräftige Gestalt hatte auch er. Oder glaubte sie dies nur, weil ihn eben ihre Gedanken gesucht?

Da trat der Mond aus ziehendem Gewölk, und das fahle Licht streifte das Gesicht des Mannes; sie erkannte die bartlosen, knochigen Züge mit der hohen Stirne und den großen, dunklen Augen. Er war es. Sollte das Zufall sein? Er konnte sie doch nicht suchen, da er nicht wissen konnte, wer sie war. Warum stand er da und blickte zu den Fenstern empor?

Oder sollte er es doch nicht sein? Täuschte sie nur die eigene lebhafteste Einbildungskraft? Sie folgte der Gestalt mit den Augen. Da sah sie, wie der junge Mann in der Richtung nach dem alten, nur selten benützten Gartentor davoneilte und im Dunkel verschwand.

Trotzdem nichts mehr zu sehen war, träumte Irma noch lange über diesen seltsamen Zufall. Daran konnte kaum ein Zweifel sein, daß er es gewesen war, dem sie Dank schuldete, oder eine große Ähnlichkeit mußte sie getauscht haben. Daß er erfahren haben sollte, wer sie war, schien ihr unmöglich.

Unbegreiflich war ihr, wie er in diese Straße gekommen sein konnte, warum er zu den Fenstern emporgeschaut hatte und dann rasch davongeeilt war.

Wenn es doch ein anderer gewesen sein sollte als der, mit dem ihre Gedanken sich jetzt so oft beschäftigten? Auch sie kannte ihn ja nur von Ansehen, wußte nicht, wie er hieß.

Sicher hatte ihr nur die aufgestachelte Einbildungskraft, der sehnnende Wille, ihm noch einmal zu begegnen, diese Erscheinung vorgetäuscht.

Ungeduldig ließ Irma den Vorhang wieder fallen und wandte sich langsam der Gesellschaft zu; sie ging durch das dunkelgetäfelte Herrenzimmer, in dem der dicke Bucharateppich ihre Schritte unhörbar machte, und stützte sich mit den Armen auf einen hochlehnigen Stuhl. Leicht vorgebeugt, hörte sie dem Geheimrat zu, der eben erzählte, wie er in Aegypten zu einem seltenen Stück seiner Sammlung gelangt war.

Geheimrat Hessel war ein weißhaariger Greis mit glattrasiertem Gesicht, buschigen, weißen Brauen, aber mit fast jugendlicher Röthe auf den Wangen. Seine lebhaften Augen leuchteten; er verstand lebendig und anschaulich zu erzählen; man hörte ihm aufmerksam zu.

Frau Alice Renoldy, die Witwe eines bekannten Gelehrten, lauschte lächelnd seinen Worten; sie wußte, wie gerne der Geheimrat Wahrheit und Dichtung verschmelzen ließ; obwohl vierzig Jahre alt, war sie noch schön, und ihre scharfgeschnittenen Züge machten trotz ihrer Herbeheit das Gesicht anziehend.

Professor Donner, mit seinen fünfunddreißig Jahren unter den vieren der Jüngste, war ein sehr geschätzter Sanskritforscher.

Die kräftigste Erscheinung aber war Walter Eller,

der Vater Irma; sein Gesicht sah sonnverbrannt aus; das Weiß in seinen Augen war gelblich und verriet den vieljährigen Aufenthalt in den Tropen und die Spuren des überstandenen gelben Fiebers. Seine breit-schultrige Gestalt schien nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen; die Hände waren derb und knochig. Trotz seiner sechsundfünfzig Jahre fand sich in seinem kastanienbraunen Haar keine graue Strähne.

Flüchtig fiel es Irma auf, daß ihre Mutter — die Stiefmutter, denn ihre wirkliche Mutter war kurz nach ihrer Geburt in Indien gestorben — nicht zugegen war. Sie lauschte den Worten Professor Donckers, der eben die Frage stellte:

„Mussten Sie jenen berühmten Opal, den Sie unter Ihren Schätzen als das Auge Wischnus Katapolchi bezeichnen, nicht ebenso abenteuerlich erringen?“

Walter Eller streifte bedächtig die weiße Zigarrenasche ab; dann erwiderte er: „Gewiß! Die Geschichte habe ich doch schon oft erzählt, wie wir im Kampfe gegen die aufständischen Indier in den alten, halbzerfallenen Wischnutempel in Katapolchi eindringen, wobei wir uns in dunklen Gewölbengängen gegen die fanatischen Gegner noch erbittert wehren mußten. Die Aufständigen waren Waischnavas, Anhänger Wischnus, die im Tempel ihres Gottes die letzte Zuflucht suchten; von dem mächtigen Bronzestandbild mit den vier ausgereckten Armen dieses Gottes erwarteten sie vielleicht ihre letzte Hilfe. Ich erinnere mich genau, wie der Priester aufgerichtet vor der sitzenden Riesenstatue stand, der er kaum bis zur Mitte des Leibes reichte. Der Brahmane hob die nackten Arme empor und beschwor schreiend Haß und Vernichtung über uns herab. Mit schrillum Geschrei peitschte er die letzten zum Widerstand

auf. Der Priester wurde weggeführt, bis zuletzt hörten wir ihn in wilden Ausbrüchen die Rache Wischnus auf uns herabflehen. Den Opal, das eine Auge des Wischnubildes, nahm ich mir als Andenken an Katapolchi mit.“

Das nachdenkliche Schweigen der Zuhörer unterbrach Geheimrat Hessel. „Der Zorn und die Rache des beleidigten Götterbildes schreckten Sie nicht?“

„Nein!“ erwiderte Walter Eller. „Die wilden Verwünschungen des wütenden Brahmanen gewannen über mich keine Gewalt, und die Macht der Bronzestatue in dem alten Grabtempel von Katapolchi brauchte ich noch weniger zu fürchten. Daß er mit einem seiner vier Arme nach mir greifen könnte, machte mir keine Sorge. Den Priester brachte man als Aufrührer nach Surabaja; er wird längst in einem der sicheren Gefängnisse gestorben sein.“

Frau Renoldy wandte sich Trmas Vater zu. „Die Geschichte hörte ich schon einmal, den Opal habe ich allerdings noch nicht gesehen. Er soll ungewöhnlich wertvoll sein?“

„Die Leuchtkraft des großen Steines ist überaus selten; der milchigweiße Opal schimmert schon bei der leisesten Drehung in anderen Farben. Er spielt in gelbgrünlichen Lichtern, leicht rosa schimmernden Reflexen und in durchsichtigem Blau wie ein Türkis. In der Mitte des Steines aber, von Natur hineingebettet, ist ein runder Kern von tiefem Grün, als läge in dem Opal noch ein wundervoller Smaragd. Wegen dieser Eigentümlichkeit des Steines, die ihm das Aussehen eines Auges verlieh, war er wohl dazu bestimmt worden, daß man ihn dem Götterbild als Auge einsetzte. Diese Seltenheit gibt ihm auch den eigentlichen Wert.“

„Wie hoch schätzen Sie den Opal?“

„Jeder Sammler würde gerne dreißigtausend Mark dafür geben, vielleicht noch mehr! Mir ist er nicht um das Zehnfache feil! Er bleibt in meiner Sammlung, es müßte schon der vierarmige Gott sein Auge wiederholen.“

„Daß wäre allerdings am wenigsten zu fürchten,“ sagte Professor Doncker.

Walter Eller lachte. „Sie haben recht. Diebe, die sich selbst an Stahlschränke wagen, könnten dem Opal gefährlicher werden.“

„Ich habe den Stein noch nie gesehen. Dürfte ich dieß Kleinod nicht auch einmal bewundern?“ Die Neugierde des Sammlers leuchtete bei diesen Worten aus Frau Renoldys Augen.

„Gewiß, gnädige Frau! Nur ein paar Minuten Geduld, ich werde ihn holen.“

Walter Eller erhob sich und ging aus dem Zimmer, um sein Versprechen einzulösen.

Frau Hermine Eller horchte nach der Türe hin; ein gequälter, bekümmertes Zug umdüsterte das trotz der weißen Haare immer noch schöne Antlitz; die blauen Augen, die sonst nur gütig und besorgt blickten, waren wie in Furcht geweitet, die schmalen Lippen schmerzlich verzogen. Ihre hohe Gestalt beugte sich lauschend nach einem Geräusch, das sie erschreckte.

Im Licht der matten Deckenbeleuchtung stand ein junger, schlanker Mann mit bartlos knochigem Gesicht, in dem die hohe Stirne mit den starken Knochenwülsten über den dünnen Brauen und den dunklen Augen besonders auffällig war. Die Kleidung dieses nächtlichen Besuchers, dessen Anwesenheit Frau Hermine offenbar verbergen

wollte, war abgenüzt und ärmlich. Die Arme über der Brust gekreuzt, schaute auch er unsicher nach der Thür.

„Es war nichts!“ sagte Frau Hermine aufatmend.

„Du hast übertriebene Angst. Es ist nicht ange-
nehm, mich hier so hereinstehlen zu müssen; aber in
deinem Zimmer könntest du so viel Ruhe behalten, um
mich anzuhören.“

„Du hast mir schon alles gesagt. Aber ich kann
dir nicht helfen; ich kann dir nicht mehr geben; meine
Mittel sind erschöpft. Er überläßt mir kein Geld.“

„Er besitzt Millionen.“

„Er gibt mir alles, was ich verlange, er tut es
gerne und erfüllt mir jeden Wunsch. Nur eigenes Ver-
mögen habe ich nicht, über das ich nach meinem Willen
verfügen könnte.“

„Was du mir gegeben hast, ist wieder nur ein
Almosen; damit bin ich immer abgefunden worden,
mit Almosen, die man mir zuwarf.“

„Alex, es gab auch eine andere Zeit.“

Bei diesen Worten ließ er die gekreuzten Arme
sinken und ballte die Hände. „Ich habe sie nicht ver-
gessen! Aber seitdem sind Jahre vergangen, und ich allein
habe büßen müssen. Ich will nicht davon reden. Es
liegt alles hinter mir. Aber jetzt brauche ich Hilfe, um
aus dem Sumpf zu kommen. Meine erste Bitte um
Hilfe konnte ich nur an dich richten.“

„Ich gab dir schon einmal mein Lehtes!“

„Wozu dieser Vorwurf! Sage doch, warum du
nicht willst. Du glaubst mir nicht!“

„Alex, wie oft habe ich dir geglaubt.“

Bitter klang seine Antwort. „So oft, daß du jetzt
in mir nur noch den Betrüger siehst.“

„Sage das nicht! Niemand wird mit mehr Sehnsucht hoffen und dir glauben wollen. Aber ich sagte dir, ich kann über keine solchen Summen verfügen, wie du sie verlangst.“

„So fordere von ihm das Geld.“

„Ich kann nicht. Er würde mich fragen, wozu ich es brauchte. Und — und er ahnt ja nichts — er darf es nicht wissen.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Geduld! Ich will nachdenken, ich werde versuchen, ob ich nicht doch etwas tun kann.“

„Wie lange soll ich warten? Bis dahin versinkt die Hoffnung wieder, die sich jetzt erfüllen könnte.“

„Ich möchte es ja gern tun, aber du wirst nie begreifen können, wie mir die Hände gebunden sind.“

Der verhaltene Groll, den er bisher mühsam zurückgedrängt, brach nun durch. „Er hat sicher in der Laune eines Augenblicks mehr hingeworfen als den Betrag, der mir zur Rettung werden könnte. Ich weiß, daß er kostbare Steine und Bronzen besitzt, der unbedeutendste seiner Schätze könnte mir helfen. So bleibt mir nichts übrig, als selbst den Ausweg zu suchen.“

Ihr Gesicht, das wieder der Türe zugekehrt war, wandte sich ängstlich ihm zu. „Was für einen Ausweg?“

„Aus dem Sumpf. Irgendwie muß mir etwas gelingen; ich darf nicht mehr fragen, ob der Weg gerade geht. Heikel in der Wahl der Mittel darf ich nicht mehr sein.“

„Woran denkst du? Du erschreckst mich durch solche Worte.“

„Aengstige dich nicht! Ich will dir künftig nicht mehr lästig fallen.“

„Ich will dir doch helfen.“

„Mit Almosen! Ja. Es ist schmähslich genug, daß ich mich damit begnügen muß.“

„Geduld! Vielleicht . . .“

Da machte er mit der Hand eine jähs abwehrende Bewegung, als wolle er etwas durchschneiden. „Vielleicht. Dies Wort hat mich nun oft genug genarrt; ich will darauf keine Hoffnung mehr bauen. Du sollst erlöst sein, wie du es nun diese vier Jahre warst.“

„Aber ich will von dir hören . . .“

Wieder unterbrach er sie: „Es könnte leicht etwas sein, was zartbesaitete Ohren erschrickt.“

„Alex, an was denkst du?“

„Beruhige dich. Ich will deine Ruhe nicht mehr stören.“

Frau Hermine seufzte auf. „Du machst mir's so schwer, an das Gute zu glauben. — Horch! Waren das nicht Schritte?“

Mit hastenden Schritten huschte sie zur Türe und lauschte abermals hinaus.

„Nichts. Eine Täuschung. Ich bin nun schon zu lange fort. Man wird mich vermissen.“

„Ich halte dich nicht. Meinen Weg finde ich ebensogut wieder hinaus, wie ich hereingekommen bin.“

„Du wirst mir wieder Nachricht geben? So wie diesmal?“

„Um mich abermals so hereinzustehlen, und um ein Almosen zu betteln?“

„Alex, quäle mich nicht!“

„Gut! Ich will sehen, was mir noch möglich ist zu tun. Vielleicht gelingt mir etwas Außergewöhnliches.“

Diese letzten Worte hatte Frau Hermine nur noch halb gehört, denn sie spähte lauschend durch die leichtgeöffnete Türe in das Dämmer des Korridors. Das

Zimmer lag im seitlichen Anbau, der weniger oft aufgesucht wurde.

Dann sagte sie halblaut: „Es ist niemand in der Nähe.“

„Ich finde meinen Weg.“

„Borne ist die Treppe, links, am Ende des Korridors; sie wird fast nie benützt; du kommst von dort in den Garten.“

„Ich weiß.“

Nochmals wandte sich ihm Frau Hermine zu. „Alex, glaube mir, an meinem Willen liegt es nicht, daß ich dir nichts mehr geben konnte.“

„Ja, ich muß es wohl glauben.“

Sie suchte seine Hand und drückte sie mit einer Zärtlichkeit, die mit einem Male Macht über sie gewann.

Dann huschte sie davon.

Sein Gesicht war noch finsterner geworden; es war, als kämpfte er mit Regungen, die stärker als sein Wille werden konnten. Dann zog er die Schultern hoch und eilte auf den Zehen der Treppe zu.

Er war indes noch nicht weit gekommen, als er erschreckt stehen blieb; er hörte rasche Schritte, die über die Treppe emporkamen, kräftige Schritte eines Mannes.

Sein Gesicht verzerrte sich; er durfte nicht gesehen werden! Er mußte sich zu verbergen suchen. Aber wohin? — Sekunden waren entscheidend. Er wußte, daß hier kein Raum bewohnt war; durch irgend eine Türe konnte er ein Versteck zu gewinnen suchen, bis die Gefahr vorüber war. So griff er nach der nächsten Türklinke, und war gleich darauf verschwunden.

Die Schritte wurden lauter. Dann tauchte die hohe, breitschultrige Gestalt von Walter Eller auf, der von den unteren Räumen zu kommen schien.

Er trat auf die Türe zu, die zu dem Raum führte, in dem Alex eben Zuflucht gesucht; seine breite, muskulöse Hand faßte nach dem Türgriff, öffnete, und Walter Eller verschwand in dem gleichen Zimmer.

Zu rasch öffnete sich die Türe wieder, durch die sich eben der Herr des Hauses entfernt hatte, um den Opal zu holen, als daß er schon wieder zurück sein konnte. Aller Blicke wandten sich der Tür zu. Die hagere Gestalt des Geheimrates Hessel erhob sich; auch Professor Doncker stand auf. „Gnädige Frau!“

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören.“

Frau Hermine Eller trat ein und ging rasch zu den dreien am Kamin; dann sagte sie: „Begrüßt haben wir uns ja alle schon. An mir liegt es, Verzeihung zu fordern, daß ich meine Gäste verlassen hatte.“

„Ich bin überzeugt, daß es für Sie immer zu tun gibt.“

Ein kurzes Gespräch begann; nur Irma Eller, die noch hinter dem hohen Ledersessel stand, auf den sie ihre Arme stützte, blieb still. Sie richtete sich auf und ließ die Arme sinken. Flüchtig kam ihr wieder der Gedanke, der ihren Sinn kurz vorher schon einmal durchkreuzt hatte: Wo war die Mutter so lange gewesen? Sonst war sie doch immer bei ihren Gästen geblieben.

Aber nicht das allein war es, was Irma, die lieber zuhörte und beobachtete, als sich an Plaudereien beteiligte, mit schärferen Augen zusehen ließ. Sie bemerkte den trüben Ausdruck der Augen ihrer Mutter, das unruhige Flackern in den blauen Augensternen, die sonst immer so ruhig schauten, und beobachtete ein Zucken in den Mundwinkeln. Worüber konnte sie sich geärgert haben? Das sollte sie nicht. Sie liebte Frau Hermine wie

ihre wirkliche Mutter, die sie ja nie gekannt hatte. Trotz der Verschlossenheit Irma's, die sich gerne allein mit ihren Träumen beschäftigte und sich in ihrer eigenen Welt heimisch fühlte, empfand sie dieser Frau gegenüber nur Zärtlichkeit. Aber ihre herbe Natur besaß nicht die Fähigkeit, solche Herzensregungen äußerlich zu zeigen. In den drei Jahren jedoch, seit Frau Hermine ihre Mutter war, hatte sie oft in stiller Sehnsucht auf Zärtlichkeiten gewartet. Werben darum konnte sie nicht. Frau Hermine dagegen hatte in der Stille und der Verschlossenheit Irma's nur ablehnende Kälte vermutet, so daß beide über Irrtümer den Weg in die Herzen zueinander noch nie gefunden hatten.

Weil sich Irma mehr nach Wärme und Zärtlichkeit sehnte, obgleich sie ihre Gefühle nicht zu zeigen vermochte, beobachtete sie um so schärfer.

Frau Hermine fragte mit einer Stimme, die nicht die sichere Ruhe wie sonst zeigte: „Wo ist Walter? Hat er seine Gäste auch allein gelassen?“

„Nur für kurze Zeit!“ antwortete Frau Reynolds. „Er will mir den seltenen Opal zeigen, um den wir ihn beneiden.“

„Aber der ist doch oben in dem Indischen Zimmer?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ich bin ihm auf der Treppe nicht begegnet.“

Da merkte Irma nochmals, wie die Mutter erschrak, wie ihre Augen fremdartig glänzten. Und sie fragte sich, weshalb Frau Hermine darüber so erschreckt sein konnte, daß sie dem Vater auf der Treppe nicht begegnet war.

Da ihr niemand von den Gästen diese Frage beantworten konnte, sagte Irma, näher an den Kamin tretend: „Der Vater kann doch auch über die hintere Treppe gegangen sein.“

„Du hast recht; daran dachte ich nicht. Allerdings . . .“ Frau Hermine sprach nicht weiter. Wieder trat ein verwirrter Ausdruck in ihre Augen, als sie fragend auf Irma schaute, die beruhigend einwarf: „Von dort aus kommt man durch die Bibliothek doch auch in das Indische Zimmer.“

Frau Hermine streifte mit dem Handrücken über die Stirne, als wolle sie einen lästigen Gedanken fortwischen; dann klang ihre Stimme wieder klar und fest: „Allerdings! Da konnte er mir nicht begegnen. Ueber die hintere Treppe wird er hinaufgegangen sein. Er wird bald wieder kommen.“

„Er wird doch keine große Stahlkammer umständlich aufsperrern müssen, in der er seine Sammlung aufbewahrt?“ fragte Professor Doncker in scherzhaftem Tone.

„So ängstlich verwahrt sind seine Schätze nicht.“

Dadurch bekam das Gespräch eine harmlose Wendung. Geheimrat Hessel erzählte eine Geschichte und fesselte damit wie immer seine Zuhörer; auch Professor Doncker beteiligte sich an der Unterhaltung.

Frau Hermine zeigte sich jetzt lebhaft; aber so sehr sie bemüht war, den Gesprächen zu folgen, immer wieder blickte sie mit dem Ausdruck äußerster Spannung zur Türe, als erwartete sie ungeduldig die Rückkehr des Gatten.

Sie war es dann auch, die zuerst sagte: „Walter müßte längst zurück sein. Wenn er nur den Spal bringen wollte, kann er doch nicht so lange fort bleiben.“

„Vielleicht suchte er noch nach einer besonderen Uebersetzung für uns?“

Wieder gingen Vermutungen hin und her. Aber diesmal war die Unruhe über das lange Fernbleiben auch bei den Gästen zu beobachten. Als Frau Hermine

nach einiger Zeit von ihrem Stuhl aufstand, zog der Geheimrat die Uhr und blickte prüfend darauf.

„Merkwürdig lange bleibt er allerdings aus. Von einigen Minuten sprach er, und jetzt ist mehr als eine halbe Stunde vergangen.“

Beunruhigt und mehr zu sich selbst, als zu ihren Gästen, sagte Frau Hermine: „Was mag er so lange suchen?“

Irma beobachtete die Unrast, mit der Frau Hermine nach der Türe blickte; sie begriff die Erregung nicht; sie empfand keine Unsicherheit, weshalb ihr das Gebaren der Mutter um so auffallender erschien.

Plötzlich sagte diese: „Ich werde Frank hinaufschicken.“

Sie drückte auf die elektrische Tischglocke.

Es dauerte nicht lange, bis sich im Herrenzimmer der alte irische Diener Frank Chagall meldete, der mit Walter Eller aus Indien gekommen war. Der Diener blickte erwartungsvoll auf Frau Hermine.

„Gehen Sie nach dem Indischen Zimmer, und sehen Sie dort nach meinem Gatten; sagen Sie ihm, daß wir ihn erwarten.“

Als sich die Türe hinter dem Diener geschlossen, suchte Alice Renoldy die Aufgeregte mit den Worten zu begütigen: „So eilig ist es doch nicht. Vielleicht findet Herr Ellen unser Drängen lästig.“

„Gewiß nicht! Aber er ist doch lange Zeit schon fort.“

„Vielleicht konnte er den Stein nicht gleich finden.“

Bermutungen und harmlose Erklärungen für das längere Fernbleiben fielen.

Darüber verstrichen die nächsten Minuten in bester Laune, so daß fast alle bestürzt aufblickten, als die Türe aufgerissen wurde, unter der die knochige Gestalt Frank

Chagalls erschien; seine Augen irrten flackernd umher, als suchten sie Hilfe.

Frau Hermine erhob sich jetzt, ihre Hand umklammerte die Lehne eines Stuhles. „Was bringen Sie? Warum sprechen Sie nicht?“

Auch der Geheimrat, Professor Doncker und Frau Renoldy waren aufgestanden und blickten betroffen auf das verzerrte Gesicht des Dieners.

Irma rief dem alten Mann zu: „Frank! Was haben Sie? Was ist mit Ihnen geschehen?“

Frank Chagall wies mit der Hand nach der Richtung, aus der er eben gekommen.

„Wo ist mein Gatte? Haben Sie ihn nicht gefunden?“

Der Diener fand nun erst Worte: „Doch! Im Indischen Zimmer — auf dem Boden . . .“

„Auf dem Boden? So sprechen Sie doch!“

Alle standen dicht an der Türe.

Mit den ersten Worten schien die Lähmung von dem Diener gewichen; in überstürzender Hast kam es von seinen bebenden Lippen: „Auf dem Boden, — auf dem Teppich neben dem türkischen Schrank liegt er — tot — ermordet — die indische Lackkassette liegt neben ihm, aber leer — ermordet ist er —“

Durcheinander klangen die Rufe:

„Tot?“

„Ermordet? Wie ist das möglich?“

„Wie konnte das geschehen?“

„Wer soll das getan haben?“

Geheimrat Hessel, Professor Doncker und Frau Renoldy drängten heran.

Da stieß Frau Hermine einen schrillen Schrei aus und brach bewusstlos zusammen; Irma wollte hinzu-

springen, wollte sie festhalten, mußte aber die Ohnmächtige auf den Boden sinken lassen, die mit geschlossenen Augen und blutleerem Gesicht selbst einer Toten glich.

In der Bibliothek mit den hohen, dunklen Schränken, hinter deren Glasüren wertvolle Bücher reihenweise aufbewahrt standen, saßen in hohen Lederfesseln Professor Doncker und Geheimrat Hessel.

Auf dem alten, schweren, türkischen Teppich ging ein elegant gekleideter Mann langsam hin und her und hörte dabei dem Berichte der beiden Herren zu, die ausführlich schilderten, wie man die Leiche Walter Ellers gefunden habe, und was der grauenvollen Entdeckung vorhergegangen war. Der Geheimrat und der Professor waren zuerst nach dem Indischen Zimmer geeilt und hatten Walter Eller tot gefunden.

Der Mann im grauen Anzug, mit hellen Samaschen unter den gestreiften Hosen, mit dem rundlichen Gesicht und dem hellblonden Schnurbärtchen war der Kriminalinspektor Wisent, der durch Professor Doncker sofort telephonisch herbeigerufen worden war.

Inspektor Wisent hörte, ohne mit Fragen zu unterbrechen, zu und warf nur dann und wann einen flüchtigen Blick auf die offenstehende Türe, die in das Indische Zimmer führte. Er betrachtete die von Teppichen behangenen Wände, die mit alten Gebetsteppichen aus Hindustan, Kербela, aus Afghanistan und dem indisch-malaiischen Archipel bedeckt waren. An den Teppichen hingen Waffen der verschiedensten Art, Streitärte aus Bronze, Köcher mit Perlmuttereinlagen, große Schwerter, seltsam geformte Dolche und blauschimmernde Klingen japanischer Herkunft.

Als Professor Doncker schwieg, rückte der Inspektor für sich einen Stuhl heran, setzte sich beiden Herren gegenüber und begann Fragen zu stellen. „Sie fanden den Toten so, wie er jetzt noch im Zimmer liegt?“

Professor Doncker erwiderte: „Ja. Als wir überzeugt waren, daß keine Hilfe mehr möglich sein konnte, verließen wir das Zimmer sofort; niemand sollte es mehr betreten, um die Aufgabe der Aufklärung dieses Verbrechens zu erleichtern.“

„War außer Ihnen und dem Diener niemand im Zimmer bei dem Toten?“

„Nein.“

„Auch seine Frau nicht?“

„Nein. Sie mußte bewußtlos auf ihr Zimmer gebracht werden.“

„Gewahrten Sie beim Betreten des Zimmers nichts Auffälliges?“

„Nein. Ueberraschend schien uns nur, daß die Kassette neben dem Toten lag, offen und leer war; in dem kleinen Behälter bewahrte er einen wertvollen Opal auf, der verschwunden und offenbar geraubt ist.“

„Es ist dies der Stein, von dem Sie vorher sprachen, sie nannten ihn das Auge Wischnus?“

„Ja.“

„Anscheinend ist dieser Stein die Beute des Mörders geworden. Wie hoch schätzen Sie diesen ein?“

„Er dürfte für einen Liebhaber solcher Dinge etwa dreißigtausend Mark wert sein.“

„Sonst bemerkten Sie nichts, das zerstört oder geraubt sein könnte?“

„Nein.“

„Wer befand sich um die fragliche Zeit außer Ihnen noch in der Villa?“

„Bei uns war, außer der Frau und der Tochter des Ermordeten, Frau Renoldy; in der Villa sind neben dem alten, irischen Diener Frank Chagall noch eine Köchin, eine Zofe und eine Hausmagd.“

„Daß jemand eingedrungen sein konnte, darüber machten Sie keine Wahrnehmung?“

„Nein.“

„Mehr können Sie mir nicht erklären?“

„Nein.“

„Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir den Diener Frank Chagall schicken; erst möchte ich ihn noch hören, ehe ich da drinnen zu suchen beginne.“

Die beiden Herren verließen die Bibliothek nach dem Korridor zu.

Inspektor Wisent, der nun allein war, trat wieder zu der offenen Türe, an deren Holzbrüstung er sich mit dem hochgehobenen rechten Arm stützte, und schaute so in das Zimmer; er konnte die auf dem Teppich neben einem türkischen Schrank aus Ebenholz mit Perlmuttereinlagen liegende Leiche sehen. Die Arme hatte der Tote weit von sich gestreckt. Neben ihm lag eine kleine, offene Schatulle.

Da hörte der Inspektor hinter sich ein räusperndes Hüfteln. Er wandte sich wieder der Bibliothek zu und sah an der zweiten Türe die dürre Gestalt Frank Chagalls mit den auffallend großen, schwarzen Augen. Der alte Diener stand gebückt da, ließ die Hände schlaff niederhängen und wartete auf eine Frage.

Inspektor Wisent trat langsam auf ihn zu. „Sie haben den Toten zuerst entdeckt?“

„Ja. Die gnädige Frau rief mich und schickte mich hier herauf, den Herrn zu holen. Als ich die Türe öffnete, lag er am Boden.“

„Durch welche Thüre betraten Sie das Zimmer?“

„Durch die zweite vom großen Flur.“

„Was taten Sie dann?“

„Zuerst kniete ich neben dem Toten hin, als ich das Blut sah; aber er war schon kalt und starr. Dann sah ich die offene Lackkassette und entdeckte, daß aus dieser der Opal verschwunden war. Da sprang ich auf und lief hinunter.“

„Durch die gleiche Thüre?“

„Ja.“

„Sahen Sie jemand?“

„Nein.“

„Hörten Sie kein Geräusch?“

„Nein.“

„Wo waren Sie, als Sie gerufen wurden?“

„In der Diele im Dienerzimmer.“

„Es konnte niemand in die Villa eindringen?“

„Ich hätte das sehen müssen.“

„Ist es nicht möglich, auf einem anderen Wege in die Villa zu gelangen?“

„Nein. Nur vom Garten aus, wenn man die kleine Thüre und den Ausgang über die Treppe kennt.“

„Sie konnten nicht sehen, ob ein Fremder in das Haus eingedrungen war?“

„Nein.“

„Sie änderten im Zimmer nichts?“

„Nein.“

„Sahen Sie keine Waffe liegen?“

„Nein.“

„Sie haben keine Vermutung, wer Ihren Herrn getödtet haben kann?“

Eine Weile war es still; die buschigen Brauen des Dieners zuckten; er neigte den Kopf seitwärts, beugte sich

vor und sagte dann mit flüsternder Stimme: „Wischnu hat sich gerächt.“

Durchbebt von innerem Grauen klang die Antwort, so daß der Inspektor erstaunt aufblickte und verwundert fragte: „Was sagen Sie?“

Doch im gleichen Augenblick erinnerte sich der Inspektor an die Geschichte jenes Opals, von dem ihm die beiden Herren erzählt hatten. Er lachte. Dann sagte er: „Das ist der Opal, den der Tote aus Indien mitgebracht hatte? Ich weiß. Der Mörder hat damit einen guten Griff gemacht.“

Der alte Diener schreckte zusammen; er hob beide Hände wie abwehrend und flüsterte: „Wischnu hat ihn vernichtet. Ich war dabei, ich hörte den Fluch des Waishnavas.“

Wisent lächelte etwas gönnerhaft. „Es ist gut. Sie mögen daran glauben. Ich aber suche nach einem Menschen von Fleisch und Blut, der auf natürlichem Wege da hinein gelangte und dem der Stein so wertvoll erschien, daß er einen Mord darum auf sich lud.“

Inspektor Wisent sann darüber nach, auf welche Weise jemand in das Haus gekommen sein konnte, wenn sich auch darüber vorerst keine Spur finden ließ.

Das Abenteuer, bei dem Walter Eller den Opal an sich gebracht, lag zwei Jahrzehnte zurück; diese Geschichte konnte mit der Tat offenbar nicht zusammenhängen. Der Kriminalbeamte war entschlossen, keinem Phantom nachzujagen, sondern einzig die Spur eines Menschen zu suchen.

Als Frank Chagall auf die Weisung des Beamten sich entfernt hatte, betrat der Inspektor zum ersten Male das Zimmer; langsam ging er auf die starr hingestreckte

Leiche zu. Dann begann er den Raum zu prüfen. Eine Türe, durch die der Diener gekommen war, führte auf den großen Flur; zwei offene Fenster mündeten nach zwei Seiten in den Garten. Der Raum lag im ersten Stock der Villa.

Dann kniete Wisent neben dem Toten nieder, um die klaffende Halswunde zu betrachten; fast der ganze Hals war durchschnitten. Der Tod mußte sofort eingetreten sein; der Getroffene hatte offenbar keinen Laut mehr über die Lippen gebracht.

Wisent nahm aus einer Brusttasche eine schmale Lanzette, mit der er die Wunde untersuchte. Er überzeugte sich, daß der Schnitt von rückwärts mit einer sichelartigen Waffe geführt worden sein mußte. Der Ueberfallene konnte seinen Angreifer gar nicht gesehen haben.

Der Inspektor richtete sich aus seiner knieenden Stellung auf; seine Blicke wanderten suchend über die von wertvollen Teppichen behangenen Wände, an denen Waffen aus Indien und China hingen. Nur durch ein sichelartiges Messer, vielleicht mit einem malaiischen Dolch konnte ein so entsetzlicher Schnitt gemacht worden sein. Vielleicht hatte der Mörder die Waffe von der Wand genommen. Nach sorgfältiger Prüfung aller Stücke, die an den Wänden hingen, fiel ihm eine Waffe mit einem kurzen Holzstiel auf, der zu einer frazenhaften Gestalt zugeschnitten war; an der sichelförmigen Klinge aus dünnem, festem, bläulich schimmerndem Stahl klebte noch frisches, trockenes Blut.

Er nahm die Waffe von der Wand, die zwischen die anderen Klingen wieder hineingesteckt worden war, und betrachtete sie genau. Seine erste Vermutung erwies sich als richtig. Diese Waffe mußte der Mörder von der Wand genommen und wieder dahin gesteckt haben.

Damit gewann die Frage Bedeutung, wie der Täter unbemerkt in die Villa eindringen und wieder entkommen konnte. Rätselhaft blieben die Gründe der That. Lag die Absicht zu rauben vor? Wußte der Unbekannte, daß er hier eine Waffe finden würde? War die That in allen Einzelheiten berechnet? Oder ließ sich der Täter von zufällig gegebenen Umständen erst hinreißen? Gewiß konnte er vorher nicht wissen, daß er Walter Ellen mit dem wertvollen Spal beschäftigt antreffen würde.

Ueber die Ursachen zur That fehlte augenblicklich jeder triftige Anhaltspunkt.

Am wahrscheinlichsten schien es, daß der Täter in anderer Absicht eingedrungen war und erst durch die Umstände zum Mörder wurde.

Wisent betrachtete die Waffe, während seine Gedanken rasch arbeiteten. Er verhehlte sich nicht, welche Schwierigkeiten es zu lösen galt, zumal die Mordwaffe nicht aus dem Besitz des Täters, sondern des Opfers stammte. Dadurch aber war nicht die mindeste Spur gegeben.

Nachdem er die malaiische Waffe auf ein Tischchen gelegt hatte, trat er an das eine der beiden Fenster; er beugte sich hinaus und schaute hinunter; über die steile Wand, die nirgend einen Halt bot, konnte niemand emporgeklettert sein.

Am zweiten Fenster, das auf der anderen Seite lag, blieb er länger stehen; hier gab es manches zu bedenken. In kaum zwei Meter Entfernung befand sich das flache Glasdach über der Gartenhalle; von diesem Dache aus konnte ein gewandter Mensch in das Zimmer gelangt sein, da ja beide Fensterflügel offen standen. Aber es war auch dies nur eine Möglichkeit, für die vorerst keine Tatsache sprach.

Beim hellen Schein der grell leuchtenden Glühbirnen konnte er das Fenstersims genau absuchen, aber in der Dunkelheit draußen war nichts zu entdecken. Um zu einem Ergebnis zu gelangen, mußten die Nachforschungen bei Tageslicht fortgesetzt werden. Wisent war überzeugt, daß sich hier Spuren finden müßten.

Auf dem Fenstersims waren keine Abdrücke erkennbar, nicht der unbedeutendste Rest von Gartenerde oder die Schürfungen eines Fußes. Er mußte sich bis zum nächsten Morgen gedulden.

Langsam trat Wisent vom Fenster zurück, um im Zimmer selbst die Untersuchung fortzusetzen.

Als er auf dem Teppich am Boden kniete, um Erdspuren zu entdecken, fiel sein Blick unter den türkischen Schrank, unter dem etwas Weißes hervorleuchtete. Es sah wie ein zusammengedrücktes Papier aus. Er griff danach und fühlte sofort, daß in das Papier ein harter, fester Gegenstand gehüllt war. Als er das Papier aufrollte, um nach dem Inhalt zu sehen, bemerkte er, daß die Innenseite mit Schriftzügen bedeckt war; innen aber fand er nur einen Kieselstein, wie er im Garten aufgehoben worden war. Der Stein war offenbar nur deshalb mit Papier umhüllt worden, damit es aus der Tiefe des Gartens durch das Fenster hereingeworfen werden konnte. Wann mochte das geschehen sein?

Konnte der Stein mit dem Papier nicht schon mehrere Tage unter dem Tischchen gelegen sein? Stand dieser Fund mit dem Verbrechen in irgendwelchem Zusammenhang? Der Stein mit den Schriftzeichen auf dem Papier war offenbar zum Fenster hereingeworfen worden und unter den Schrank gerollt. Der Inhalt des Schriftstückes mußte darüber Aufschluß geben.

Wisent strich das Papier glatt und betrachtete die

mit spitzer Feder sehr sorgfältig geschriebenen Buchstaben; aber wenn auch Buchstabe für Buchstabe deutlich zu lesen war, so gab doch das Ganze keinen Sinn. Vokale in großer Zahl fanden sich willkürlich, schier endlos aneinandergereiht; nur selten standen Konsonanten dazwischen. In einer höchst wunderlichen Geheimschrift war hier etwas aufgezeichnet worden. Woher kam diese Schrift, und für wen war sie bestimmt gewesen?

Stand sie im Zusammenhang mit der Tat oder nicht?

Wisent legte den Zettel neben die Waffe. Er stand vor Rätseln.

Die Aufgabe, die es hier zu lösen galt, gehörte zu den schwierigsten, die bisher von ihm gefordert wurden.

Da rief von der Türe aus der Bibliothek her Professor Doncker: „Herr Inspektor, der Polizeiarzt ist gekommen, zwei Schutzleute und Träger der Friedhofverwaltung. Sie warten auf Ihre Anordnungen.“

„Ich komme.“

Und der Kriminalbeamte folgte ihm.

Frau Hermine Eller lag in ihrem Zimmer auf einem Ruhebett. Ihr Ellbogen stützte sich auf ein mit Seide überzogenes Kissen. Der schmale Kopf mit dem weißen, reichen Haar und den blauen, sanften Augen ruhte auf der weißen Hand. Die dünnen, roten Lippen waren dicht geschlossen. Sie blickte durch das offene Fenster, durch die das Sonnenlicht des neuen Morgens hereinflutete. Ihr Antlitz sah fahl und abgespannt aus; unter den Augen lagen dunkle Schatten.

Auf einem Tischchen standen Erfrischungen, die für die immer noch Geschwächte bestimmt waren.

Fast eine Stunde war sie in Ohnmacht gelegen,

aus der sie mit einem tiefen Seufzer erwacht war. Verwirrt um sich blickend, war ihre erste Frage: „Wo ist er?“

Irma Eller und Frau Renoldy konnten auf ihre angstbeklommene Frage nicht antworten. Sie verlangte offenbar nach ihrem Gatten! Sollten und durften sie es wiederholen, daß er nicht mehr lebte?

Ehe sie noch etwas sagen konnten, strich sich Frau Hermine über die Stirne und murmelte: „Was ist mit mir geschehen?“

Kraftlos sank sie wieder zurück.

Die ganze Nacht hindurch hatte sie nicht mehr geschlafen; nur mit glänzenden Augen hörte sie noch zu, was von dem Toten erzählt wurde. Aber sie hatte nicht mehr gefragt.

Nun war der Morgen gekommen, und Frau Hermine lauschte, denn ihr war es, als hörte sie aus dem Garten Stimmen und Schritte.

Auf den Zehen war Irma in das Zimmer geschlichen; in einem losen Hauskleid, das rötlichblonde Haar helmartig aufgesteckt, stand sie an der Türe und blickte nach ihrer Stiefmutter, die immer noch nach dem Fenster schaute. Als sie sich noch mehr aufrichtete und anscheinend aufstehen wollte, wobei sie mit beiden Händen hastig die seidene Steppdecke zurückschob, rief Irma: „Willst du etwas? Kann ich dir helfen?“ Sie eilte auf die Mutter zu.

Doch wieder machte sie die gleiche Beobachtung, wie leicht Frau Hermine bei jedem Wort erschreckte; sie fuhr zusammen und preßte die Hand gegen das Herz: „Irma, du?“

„Habe ich dich erschreckt?“

„Nein, nein, Kind. Ich bin nur matt und elend.“

„Arme Mutter!“

„Es wird vorübergehen.“

„Wie aber mußt du Väterchen geliebt haben, daß dir sein Tod so nahe geht. Du darfst nicht glauben, daß ich ihn vielleicht weniger liebte; ich weinte die ganze Nacht. Ich möchte dich trösten.“

„Irma, du? Kind, du hast noch mehr verloren als ich.“

Die roten, dunklen Lippen Irmas zuckten; sie kämpfte gegen die Tränen. Aber sie durfte jetzt nicht weinen; sie würde ja nur das Leiden Frau Hermine's noch schwerer machen. Wenn Irma in diesem Augenblick auch für sich selbst keinen Trost fand, da sie den Vater wie nur je ein Kind geliebt, so wollte sie das doch nicht verraten, um ihrer Mutter den Schmerz zu erleichtern.

Sie zwang sich zu einem ruhigen Ton: „Nicht mehr als du, Mutter. Aber wenn du Väterchen auch noch so sehr lieb gehabt hast, du darfst deshalb doch nicht verzweifeln.“

Als Irma bei diesen Worten in das Gesicht der Mutter blickte, da schien es ihr, als verzerrte die Lippen ein gequältes Zucken. Dann hob Frau Hermine wieder den Kopf, beugte sich lauschend nach der Richtung zum Fenster hin, griff mit einem Male hastig nach dem Arme Irmas und fragte erregt: „Wer ist dort unten im Garten?“

„Du weißt doch, was mit Väterchen geschehen ist.“

„Ja, ja! Ich weiß alles! — Aber was geht jetzt im Garten vor?“

Hastend und noch drängender als zuvor klang die Frage.

„Die Polizei sucht nach den Spuren des Mörders.“

Da wurde der Griff der Hand noch stärker. „Haben sie etwas gefunden?“

„Ich — ich weiß es nicht.“

„Du mußt mir alles sagen, hörst du, alles. Was ist in der Nacht noch geschehen? Hat man jemand entdeckt?“

„Nein, niemand. Es konnte doch kein Mensch im Hause gewesen sein.“

„Nichts — gar nichts haben sie gefunden?“

„Nein, in der Nacht fand sich keine Spur.“

„So ahnen sie nicht, wer im Hause gewesen sein mag?“

Nie hatte Irma einen so angstvoll lauernden Blick, solch qualvolle Unrast gesehen, die sie nicht zu begreifen vermochte. Flüchtig tauchte die Erinnerung daran auf, daß sie einen ähnlich erregten Blick am Abend vorher beobachtet hatte, als die Mutter in das Zimmer gekommen war und nach dem Vater gefragt hatte.

„Was sollen sie denn wissen?“

Mit fragendem Ernst schaute Irma die Mutter an, die dies Forschen zu fühlen schien; verwirrt gab sie den Arm Irmas frei und strich sich mit beiden Händen über das weiße Haar.

„Ich rede töricht, nicht wahr? Aber ich bin so erregt. Du weißt gewiß, daß man umsonst gesucht und gefragt hat?“

„Ja, die Waffe ist gefunden worden, der Mörder nahm sie von der Wand. Der Beamte meint, der Mörder müsse vom Garten ins Haus gekommen sein.“

„Deshalb sind sie nun wieder dort unten?“

„Sie suchen nach Spuren.“

Da antwortete Frau Hermine halblaut, fast wie in unfreiwilligem Selbstgespräch: „Was können sie dort entdecken? Ein Schritt ist wie der andere — wie Tausende —“

„Mutter!“

Bei dem erschreckt ausgestoßenen Ruf wich Irma unwillkürlich zurück; die leisen Worte hatten beinahe geklungen, als wünschte sie nicht, daß die Spur des Mörders entdeckt werde. Und damit verstand Irma plötzlich die anderen Fragen und jenen seltsamen Blick, der für jemand zu zittern schien, aber nicht dem toten Vater galt. So überwältigend war diese Empfindung über sie gekommen, daß sie nur den einen Ruf ausstieß.

Sofort beugte sich Frau Hermine zu Irma und entgegnete hastig: „Ich denke mir, es wird zu spät sein.“

„Aber den Mörder müssen sie doch entdecken. Er darf die grauenvolle, entsetzliche That doch nicht begangen haben, ohne zu sühnen.“

Da hob sich die Brust mit einem tiefen Aufatmen. Dann sagte Frau Hermine, wie aus dumpfem Brüten erwachend: „Gewiß! Das muß geschehen. Aber zu spät wird es sein, zu spät, du hast ja selber gesagt, daß der Beamte nichts finden konnte.“

„Ungefühnt darf solche That nicht bleiben. Sonst könnte ich an keine Gerechtigkeit mehr glauben.“

„Ja — du sagst es! Aber doch — wenn es doch sein könnte, daß sie gar nichts finden?“

„Nein — nein! Ich kann mir nicht ausdenken, daß Väterchen so elend gestorben sein soll — und der Mörder sollte ungestraft die Sonne schauen können.“

„Geh, Irma, du kannst es hören, dir werden sie es sagen, wenn sie doch etwas entdecken. Natürlich muß es sein! Nur das fürchte ich — ja, das allein, daß es schon zu spät sein möchte. Aber du wirst es ja erfahren, und dann — kommst du zu mir.“

„Ich glaube an einen Gott, Mutter, und der sieht nicht zu, ohne solch ein Verbrechen zu strafen.“

Leise wiederholte Frau Hermine: „Der sieht nicht zu —“ Dann etwas lauter: „Du mußt mir alles — alles sagen.“

Irma nickte.

Als das junge Mädchen aus dem Zimmer gegangen war, blickte Frau Hermine noch lange zur Türe hin, als wartete sie darauf, ob sie sich nicht wieder öffnen werde, als wollte sie lauschen, ob sie nun auch ganz allein sei.

Und dann, als sie wußte, daß niemand sie sehen und hören konnte, da preßte sie beide Hände gegen das hämmernde, rasilos pochende Herz. „Nein — nein — es darf nicht sein — sie dürfen ihn nicht finden — und wenn er noch so tief gesunken ist, wenn er sich selbst und alles vergaß, ich muß ihn lieben, ich muß zu ihm stehen, ich kann nicht anders —“

Verzweifelt aufschluchzend grub sie ihr Gesicht in das Kissen, und der Körper erzitterte wie vom Fieber gerüttelt.

Irma Eller ging mit raschen Schritten über den großen, freien Platz, der in den Stadtpark führte. Der matte Ton ihrer zarten Haut erschien im Gegensatz zu dem schwarzen Trauerkleid, das sie trug, noch bleicher. Nirgends schien der Blick ihrer blaugrünen Augen zu haften. Den Kopf leicht gesenkt haltend, offenbar in trüben Gedanken grübelnd, eilte sie dahin, ohne die Leute zu beachten, die ihren Weg kreuzten. Sie kam von der Leichenschauhalle des Hauptfriedhofes, in dem die Leiche ihres Vaters aufgebahrt lag, an der noch diesen Nachmittag die gerichtliche Sektion vorgenommen werden sollte. Zum letzten Male hatte sie ihren Vater gesehen und hatte sich nur deshalb zu diesem Schritt ent-

schlossen, weil der alte Diener ihr gesagt hatte, daß auf dem Gesicht des Aufgebahrten keine Spur zu gewahren sei, daß er gewaltsam aus dem Leben scheiden mußte. Die gräßliche Halswunde war nicht zu sehen gewesen; man hatte sie geschickt zu verbergen gewußt. Und doch war Irma befremdet vor der Leiche gestanden; innerlich noch zu verwirrt und ergriffen von der grauenvollen Art seines Todes, fühlte sie sich bei seinem Anblick nur noch mehr verwirrt durch die Vorstellung, daß der kraftvolle Mann offenbar ahnungslos hingemordet worden war. Und mit erneuter Gewalt befielen sie verworrene Gedanken über die unfaßliche Tat. Niemand ahnte, wer der Mörder gewesen sein konnte. Irma wehrte sich beharrlich gegen den Gedanken, daß man dem Vater dies Schicksal bereitet habe, um ihm den kostbaren Opal zu entreißen. Immer wieder dachte sie dann an ihre Mutter, an Frau Hermine. Sie vergegenwärtigte sich die seltsamen Fragen, die sie gestellt, die auffällige Erregung, die sie nicht verbergen konnte. Die Haft, mit der sie in fast krankhafter Furcht nach den Ergebnissen der polizeilichen Nachforschungen gefragt hatte, ließ Irma nicht zur Ruhe kommen. Aber sie fand dafür keine Erklärung. Vielleicht fehlte der immer noch Leidenden selbst das Bewußtsein für ihre verwirrenden Reden? Denn geliebt hatte sie den Vater! Trotzdem Irma in Frau Hermine die Stiefmutter sah, das hatte sie immer gefühlt, daß diese den Vater nicht nur geachtet, sondern auch mit tiefer Hingabe geliebt. Deshalb fand sie für das seltsame Gebaren von Frau Hermine keine andere Erklärung als die Verzweiflung über das jähe, gräßliche Ende des Vaters.

Und darüber empfand sie tiefes Mitleid.

Irma eilte achtlos am Goldfischeich vorbei, vor

dem sie sonst so gerne stehen blieb, um dem munteren Spiel der Fische zuzuschauen. Plötzlich fühlte sie sich beobachtet, es schien ihr, als wollte jemand sie grüßen, und flüchtig blickte sie auf.

An einer Bank stand ein schlanker, ärmlich gekleideter, junger Mann, der den Hut mit einem verlegenen Gruß in der Hand hielt; sein bartloses Gesicht war leicht geröthet; er schien unsicher zu sein, ob er den Gruß wagen durfte.

Irma erkannte ihn sofort; sie ging mit einem frohen Aufleuchten in den Augen auf ihn zu und streckte ihm sogar ihre Hand zum Gruß entgegen, die er zögernd annahm.

„Ich freue mich, Ihnen doch noch einmal zu begegnen. Ich benahm mich damals sehr ungeschickt, als ich davonlief, ohne ein Wort des Dankes zu finden. Jetzt will ich es nachholen. Herzlichen Dank, denn es war doch mein Leben, das damals bedroht war.“

„So schlimm war es nicht, gnädiges Fräulein.“

„Das sagen Sie jetzt. Ich weiß es genau; als ich zu Hause ruhiger nachdenken konnte, da kam mir erst alles zum Bewußtsein. Die Pferde des durchgehenden Wagens hatten mich ja schon umgestoßen; ich hörte nur Schreie, und in der nächsten Sekunde wären die Räder über mich weggegangen, wenn Sie den Pferden nicht entgegengesprungen wären, um sie zurückzureißen. So war es! Nur Ihrer Entschlossenheit hatte ich es zu danken, daß ich emporkam und gerettet wurde. Sie selbst aber wurden von den Pferden geschleift. In meiner Torheit lief ich dann davon, statt Ihnen zu danken. Was müssen Sie von mir gedacht haben!“

„Nichts Schlimmes, gnädiges Fräulein.“

„Sie hätten aber ein Recht dazu gehabt. Dafür

will ich heute alles nachholen, denn Ihr Leben war dabei selbst bedroht, als Sie sich den Pferden entgegenwarfen.“

„Mein Leben? Es wäre nicht viel dabei verloren gegangen.“ Er lachte bitter.

„So sollen Sie nicht sprechen. Ich schämte mich vor mir selbst, daß ich mich so kindisch benahm.“

„Sie müssen nicht so viel davon reden.“

„Ich habe zu viel darüber nachgedacht, was geschehen wäre, wenn Sie in diesem Augenblick nicht so selbstlos gehandelt hätten.“

„Ein anderer hätte das auch getan.“

„Nein! Sie sollen sich nicht selbst gering achten.“ Sie schien sich plötzlich zu besinnen, blickte rasch auf und sagte: „Wollen Sie mich nicht begleiten, ein Stück des Weges mit mir gehen? Ich möchte von Ihnen noch viel hören.“

„Sie werden sich meiner schämen müssen.“

„Warum sind Sie so verbittert? Kommen Sie nur mit, Sie sollen nicht glauben, ich wäre undankbar.“

Dann schritt er neben ihr weiter; Irma ging langsamer.

„Sie tragen Trauer?“ fragte er, als sie nach der großen Sternstraße einbogen.

„Mein Vater ist tot.“

„Das ist schlimm. Glauben Sie mir, daß ich weiß, was das sagen will.“

„Ich glaube Ihnen. Ich höre aus Ihren Worten, daß auch Sie keinen Vater mehr haben.“

„Nein!“

„Dann verstehen Sie, was ich verloren habe. Aber wir wollen nicht von mir sprechen. Ich möchte zu gerne von Ihnen hören, weil ich mich in Ihrer Schuld fühle.“

„Dazu liegt kein Anlaß vor.“

„Dann müßte ich mein Leben gering und wertlos einschätzen. Nein. Ich stehe in Ihrer Schuld, aber ich weiß nicht, wie ich sie abtragen kann.“

„Das haben Sie schon getan, weil Sie mit mir sprechen, als gehörte ich zu Ihnen.“

„Das ist auch so. Ich möchte — aber Sie dürfen nicht böse sein und mir nicht zürnen, wenn ich wieder eine Ungeschicklichkeit begehe.“

„Nein. Sprechen Sie nur.“

„Ich muß wirklich vergelten, nur in Worten darf mein Dank nicht liegen. Ich möchte es zeigen, aber“ — jähle Röthe überzog ihre bleichen Wangen — „wenn ich mit Geld helfen möchte —“

„Nein — das dürfen Sie nicht.“

„Still! Nicht zürnen! Verzeihen Sie, ich bin ungeschickt. Aber tun möchte ich doch irgend etwas, damit Sie erkennen, wie dankbar ich Ihnen bin.“

„Mehr können Sie nicht tun. Sie reden gut zu mir — und wenn Sie wirklich Gutes an mir tun wollen, dann können Sie es schon . . .“

„Was soll ich tun?“

„Sehen Sie mich wie einen guten Freund an, erlauben Sie, daß ich Sie wieder grüßen darf wie heute, wenn ich Ihnen wieder begegne, daß ich mit Ihnen plaudern darf, das können Sie mir erlauben.“

„Damit bin ich nicht zufrieden. Ich will nicht wieder auf den Zufall warten. Heute ist die Zeit zu kurz, und ich möchte einmal noch viel mehr von Ihnen hören. Um Ihnen meine wirkliche Freundschaft zu zeigen, will ich, daß Sie mir einen Tag, eine Stunde und einen Ort angeben, an dem ich Sie wieder sehe.“

„Ich darf es aber nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

Nach kurzem Schweigen erwiderte er: „Es ist besser, Sie hören es gleich. Ich bin ein armer Musiker, einer von den elendesten. Ich bin einer von denen, die im Leben Schiffbruch gelitten haben.“

„Das sind Arme, denen man Teilnahme nicht versagen darf.“

„Ich trug selbst alle Schuld. Ich war leichtsinnig, ich bin aus eigener Schuld schlecht geworden.“

Als er dies mit erregt zitternder Stimme gestand, blickte sie ihn erstaunt an. Dann sagte sie ruhig: „Das ist nicht schlimm, wenn man den Mut zum Geständnis hat, zeigt man auch den Willen zum Besseren. Ich will Sie wieder sehen und von Ihnen hören, daß Sie nicht mehr so mutlos sind.“

„So schreckt Sie mein Elend nicht?“

„Nein.“

„Ich habe meine Eltern enttäuscht und betrogen.“

„Haben Sie das mit dem Elend, in dem Sie nun leben, nicht gebüßt?“

„Doch!“

„So hat sich an Ihnen selbst gerächt, was Sie einmal getan haben. Aber den Glauben können Sie mir deshalb nicht nehmen, auch nicht das Gefühl meiner Verpflichtung zur Dankbarkeit. Viele Schiffbrüchige sind wieder an einem sicheren Ufer gelandet, auch für Sie muß es Rettung geben. Sie dürfen nur den Willen dazu nicht verlieren.“

„So schämen Sie sich auch jetzt nach meinem Bekenntnis nicht, neben mir zu gehen?“

„Ich glaube daran, daß Sie ein anderer sein werden, wenn ich Ihnen wieder begegne. Wann kann es sein?“

„Sie bleiben dabei?“

„Ja.“

„Sie selbst sollen bestimmen. Ich komme, wann Sie mich rufen.“

„Wohin soll ich Ihnen Nachricht geben?“

„Alex Röder heiße ich; in der Musikerbörse in der Hafengasse schlafe ich. Erschreckt Sie das nicht?“

„Ich schreibe Ihnen und vertraue darauf, daß Sie kommen werden und mir Besseres zu erzählen wissen.“

„Sie haben mir mehr als das Leben gerettet . . .“

„Auf Wiedersehen und Mut!“

Sie gab ihm mit der gleichen Unbefangenheit ihre Hand wie beim Begegnen; ihr war er trotz seiner Geständnisse der geliebten, der ihr Leben gerettet, in dessen Schuld sie stand, dem sie zu vergelten hatte.

Er nahm die Hand. Aber er wagte nicht zu fragen, trotzdem eine Frage auf seinen Lippen brannte.

Irma Eller erwiderte den scheuen Druck seiner Hand und sagte: „Ich werde nicht vergessen zu schreiben.“

Als sie weiter ging, stand Alex Röder lange noch unter einem Baum und folgte mit den Augen der entschwindenden Gestalt. Leise murmelte er vor sich hin: „So beginnen Märchen, und so klingt auch, was sie sagte: Viele Schiffbrüchige sind wieder an einem sicheren Ufer gelandet. Schön ist solche Hoffnung, aber für Tausende kommt sie zu spät — und zu denen gehöre ich — nur ein Traum — ich habe kein Recht mehr, irgend ein Glück zu erhoffen. Alles ist durch meine Schuld verloren.“

Heller Sonnenschein fiel durch die hohen Fenster zwischen den hellgelben Leinenvorhängen; längliche Lichtstreifen glitten über den braunen Linoleumboden; einige Strahlen trafen den großen, dunkelgebeizten Schreib-

tisch, streiften eben über ein paar blaugeheftete Aktenbündel und spiegelten sich auf dem sichelartigen Messer mit der bläulichschimmernden Stahlklinge und dem eigenartig geschnittenen Holzgriff. Neben dieser Waffe lag ein Stein und das Papier mit der spitzen, steilen, rätselhafsten Schrift.

Vor dem Schreibtisch saß der junge Staatsanwalt Doktor Frank Henning, der mit der rechten Hand mit einem Brieföffner spielte, während er dem Berichte des Inspektors Wisent zuhörte, der dem Schreibtische gegenüber saß.

Frank Henning war ein noch junger Beamter mit frischem, jugendlichem Gesicht; der blonde Schnurrbart war kurz zugeschnitten, die schwarzen Augen leuchteten dunkel unter helleren Brauen; wenn er den Kopf bewegte, schimmerte das kurzgehaltene blonde Haupthaar golden in der Sonne.

Kriminalinspektor Wisent beendete seinen Bericht mit den Worten: „Die gerichtliche Leichenöffnung brachte keine Ueberraschung mehr; es bestätigte sich, daß der Tod durch einen Schnitt durch die Luftröhre mit einem sichelförmigen Messer, offenbar dem vorgelegten, eingetreten war. Andere Verletzungen wurden nicht festgestellt.“

Wisent schwieg und blickte den Staatsanwalt erwartungsvoll an.

Doktor Henning legte den Brieföffner auf die Schreibtischplatte, lehnte sich leicht im Stuhl zurück und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre ausführlichen Aufklärungen; ich habe Ihren Bericht genau studiert. Was an allem das meiste Interesse wachruft, sind jene Einzelheiten, die zur Entdeckung des Mörders führen sollen. Bis jetzt fand sich keine Spur?“

„Nein. Da der Täter anscheinend nur durch den

Garten den Weg genommen haben konnte, so war in der Nacht auch nichts zu finden.“

„Und heute? Glauben Sie, daß man weitere Spuren finden wird?“

„Ich kann das noch nicht behaupten; die Fußspuren hoben sich zu undeutlich ab und prägten sich am schärfsten nur unter dem Fenster aus, durch das anscheinend der vorgefundene Stein mit dem Papier herein geworfen wurde.“

„Die rückwärtige Gartentüre war entgegen den Behauptungen des alten Dieners unversperrt. Ist das richtig?“

„Ja. Er blieb bei seiner Aussage, daß er die Türe wie an jedem Abend um sieben Uhr verschlossen habe. Im Garten ließen sich flüchtige, kaum zu unterscheidende Fußspuren bis zur Türe beobachten.“

Da hob der Staatsanwalt den Kopf. „Steht zweifellos fest, daß diese Spuren am Garteneingang und die unter dem Fenster die gleichen sind?“

„Die Größe scheint zu stimmen. Aber der Nachweis ist kaum zu erbringen.“

„Es können also die Spuren von zweien sein, die miteinander vielleicht gar nichts gemeinsam hatten?“

„Das ist möglich. An der rückwärtigen Gartentüre war nichts von einem gewaltsamen Aufbrechen oder der Anwendung eines Sperrhakens bemerkbar. Es bleiben für diesen Fall nur zwei Möglichkeiten: der Eindringene muß entweder einen Schlüssel besessen haben, oder eine zweite Person mußte ihm von innen geöffnet und damit sein Eindringen vorbereitet haben.“

„Halten Sie es für möglich, daß der Unbekannte in der Villa Unterstützung fand und eingelassen wurde?“

„Irgend ein Anhaltspunkt dafür ergab sich bisher nicht.“

„Sollte ihm Walter Eller selbst geöffnet haben?“

„Herr Eller befand sich vor der Tat unter seinen Gästen und ging nur einer Anregung folgend auf jenes Zimmer.“

„Wenn nun der Fremde den Schlüssel besaß und ihm die Vertlichkeiten in der Villa genau bekannt waren, dann dürfte man ihn im Bekanntenkreise des Hauses suchen.“

„Gewiß.“

„Glauben Sie, daß in dieser Richtung eine Möglichkeit zur Klärung geboten ist?“

„Vorerst ist alles noch zu unsicher.“

Doktor Henning fragte weiter: „Scheint es Ihnen möglich, daran zu denken, daß der Unbekannte mit dem Vorsatz gekommen war, zu töten? Die Waffe mußte doch erst von der Wand genommen werden.“

„Daß er die Waffe von der Wand nahm, spricht dagegen.“

„Man könnte trotzdem annehmen, daß der Täter eine Waffe mit sich führte, dann aber die Gelegenheit für besser hielt, eine geeignetere zu wählen.“

„Wie immer in so verwickelten Fällen hat zunächst jede Voraussetzung eine Möglichkeit für sich. Wir tapfen noch völlig im Dunkel.“

„Wie steht es mit der rätselhaften Mitteilung?“

„Die Zeichen auf dem Papier sind wohl einzeln zu entziffern, doch fand ich bisher keine Lösung für den darin verborgenen Inhalt. Fehlt doch auch dafür jeder Anhalt, ob dieser Stein erst in der gleichen Nacht in das Zimmer geworfen wurde, oder ob er schon früher unter dem Schrank gelegen war. Außerdem müßte erst noch erwiesen werden, ob diese Schrift in irgend einer Verbindung mit dem Verbrechen steht. Augenblicklich bestehen auch darüber nur bloße Vermutungen.“

„Aufschluß darüber könnte allerdings die Lösung dieser Geheimschrift bringen.“

„Deshalb muß alles versucht werden, den Schlüssel dafür zu finden.“

„Ja. Und wir haben Grund genug, einen Erfolg zu erhoffen. Liegt augenblicklich irgend ein Ergebnis oder ein Verdacht vor?“

„Nein.“

„Glauben Sie, daß Walter Eller nur um des Steines willen ermordet wurde?“

„Sicher. Es ist ja nichts als dieser Opal verschwunden, und sein Wert ist groß genug, um das Verbrechen begreiflich zu machen.“

„Aber der Mörder konnte vorher doch nicht wissen, daß er den Opal bekommen werde.“

„Das ist es. Deshalb kann auch noch nicht ohne weiteres behauptet werden, daß von Anfang an die Absicht zu morden bestand.“

Nun antwortete der Staatsanwalt etwas ungeduldig, da sich in diesem Fall nur die Fragen häuften: „So wissen wir bis jetzt gar nichts?“

„Sicher scheint nur, daß der jetzige Besitzer des Opals der Mörder ist. Ich ließ deshalb eine genaue Beschreibung des Opals überall hinausgehen. Wenn ihn der augenblickliche Besitzer zu verkaufen versucht, wird man ihn festhalten.“

„Darin stimme ich Ihnen ja zu,“ erwiderte Doktor Henning, „wer jetzt den Opal hat, der ist der Mörder. Wo er zu finden sein wird, das ist die große Frage.“

„Wir stehen allerdings erst am Anfang dieses rätselhaften Falles. Hoffentlich geraten wir nicht in Sackgassen. Ich rechne damit, daß es selten einen Verbrecher gibt, der keine Unachtsamkeit begeht. Daran

glauben wir ja doch nicht, wenn auch der alte, irische Diener überzeugt davon ist, daß der beleidigte indische Gott die Rolle eines Rächers an Walter Eller übernahm.“

„Was ist das für eine seltsame Geschichte?“

Und der Inspektor erzählte, was er von dem Opal wußte und gehört hatte.

„Zwingburg“ nannten die Bewohner von Alken, dem Vororte der großen Stadt, das einsame Haus in der Recklinhauserstraße. Und wie eine Zwingburg sah es auch aus. Hohe, massive Mauern umgaben einen alten Baumgarten, und darüber ragte das Haus, das einen schloßartigen Eindruck machte, aber düster und unheimlich ausfah.

Der Bau war nicht groß und hätte einen zierlichen, freundlichen Anblick gewährt, wenn jene Umfassungsmauer und die teilweise vergitterten Fenster nicht gewesen wären. Hinter den Mauern hörte man häufig das Bellen großer Hunde.

So düster die „Zwingburg“ auch ausfah, die mächtigen Kronen alter Bäume, deren Laub nun schon die bunte Färbung des Herbstes aufwies, wirkten doch anheimelnd.

Ueber den Besitzer der „Zwingburg“, Arnold Buchar, erzählte man sich in der Umgebung allerlei Geschichten. Er lebte wie ein freiwillig Gefangener in seiner Burg und empfing keine Besuche. Je weniger an Tatsachen über ihn bekannt war, desto abenteuerlichere Geschichten liefen über ihn um; als junger Mann sollte er in fremden Ländern, in China, Japan und Indien Geschäfte gemacht und ein ungeheures Vermögen gewonnen haben. Man fabelte von Juwelen und Schätzen, die er besitzen sollte.

Sein absonderliches Aussehen unterstützte die über den wunderlichen Alten umlaufenden Gerüchte. Sein Kopf saß fast ohne Hals auf einem derben, muskulösen Nacken. Die Farbe der Haut glich vergilbtem Pergament; auffallend große Augen blitzten unter dickbuschigen weißen Brauen. Von den Wangen unter dem Kinn hinweg umrahmte ein halblanger weißer Bart das knochige Gesicht; Kinn und Lippen waren immer sorgfältig rasiert. Das Kopfhaar, ebenfalls silberweiß, war dicht und struppig. Arnold Buchar hielt sich in der abgelegenen Zwingburg weder einen Diener noch eine Aufwartefrau; niemand durfte das Haus betreten, und wer etwas zu bringen hatte, mußte vor dem eisernen Bittertor warten, bis die Richte des Alten erschien.

„Fräulein Sabine“, die allein mit ihrem Onkel lebte, war ein zierliches, schlankes Mädchen mit blauen Augen. Ihr Haar trug sie in Zöpfen aufgesteckt wie eine Krone. Aber nicht nur ihre äußere Erscheinung stand so völlig im Gegensatz zu ihrer Umgebung. Oft konnte man ihr silberhelles Lachen, ihre helle Stimme hören, wenn sie in fröhlichster Laune Lieder sang.

Ihr gehorchten die drei gefleckten dänischen Doggen, die durch den Park jagten, auf jeden Wink; die mädchenhafte, immer fröhliche Gestalt umschmiegten die Hunde und bettelten um eine Liebkosung.

Sabine Buchar kannte alle Wunderlichkeiten ihres Onkels und verstand es trefflich, seine Eigenheiten zu beachten.

In dem alten Laubengang, der im Purpurrot des Herbstes flammte, trällerte sie ein Liedchen vor sich hin. Mitten in einer Strophe abbrechend, hob sie einen der großen Schaftstiefel ihres Onkels hoch, drehte ihn nach verschiedenen Seiten und plauderte scherzend mit sich

selbst: „Wie sehen diese Stiefel wieder aus, man könnte glauben, Onkelchen wäre die ganze Nacht übers Feld gelaufen. Nach ein Uhr ist er erst zurückgekommen; ich hörte die Uhr schlagen, als er das Gitter schloß. Was für eine Laune wird er diese Nacht wieder gehabt haben? Was geht's mich auch an? Gut ist er gegen mich doch!“

Bald sang sie das Liedchen weiter und setzte die hohen Stiefel wieder instand.

Sabine fühlte sich bei ihrem Onkel glücklich; ihre Eltern waren früh verstorben und konnten ihr gar nichts hinterlassen, so daß sie fast noch als Kind unter fremden Menschen hätte arbeiten müssen, wenn Onkel Arnold nicht gewesen wäre, der damals aus Indien zurückgekehrt war. Er nahm sie zu sich, und bald hatte sie gelernt, sich seinen Wunderlichkeiten anzupassen. Er erfüllte ihr alle Wünsche, wenn sie irgend etwas gekauft haben wollte; nur in seinen Gewohnheiten durfte er dabei nicht gestört werden. Und in den Jahren, seit Onkel und Nichte zusammenlebten, hatte sie den Sonderling lieben gelernt.

Er war ja immer so gut zu ihr gewesen. Am zufriedensten war sie mit ihm, als sie ihm mit pochendem Herzen zum ersten Male das Geständnis ihrer Liebe machte. Gebrummt hatte er, irgend welche unverständlichen Worte, aber zur Verlobung hatte er doch seine Zustimmung gegeben. Es war für Sabine ein glücklicher Zufall, wie sie Frank kennen und bald darauf lieben lernte. Vor diesem Geständnis hatte sie sich nur deshalb gefürchtet, weil Buchar keine fremden Menschen um sich sehen wollte. Aber er war einverstanden und erlaubte, daß der Verlobte sie besuchen durfte. Und seitdem hing sie an dem Onkel mit doppelter Anhänglichkeit, denn

in dieser Liebe erlebte sie erst ihr ganzes Glück. Bei Besuchen des Verlobten ließ sich der Onkel allerdings nur selten sehen und blieb meist in seinem Zimmer. Manchmal kam er hinzu, ohne viel zu reden, und um meist wieder ohne Abschied zu verschwinden.

Sie staunte längst über keine seiner Eigenheiten mehr, und dem Geliebten hatte sie vorher schon so viel darüber erzählt, daß er höchstens lächelnd den Kopf schüttelte.

Für Sabine gab es in dem einsamen Hause viel zu tun, da sie allein den Garten pflegte, und Arnold Buchar mit seinem unbeirrbaren Eigensinn alle Wünsche so erfüllt sehen wollte, wie er es bestimmte. Aber die heitere Laune des Mädchens litt darunter nie, und sie fand trotzdem noch Zeit genug, manchmal auch ein gutes Buch zu lesen.

Als an diesem Abend die Sonne im Westen immer tiefer sank, da befiel Sabine eine ihr selbst befremdliche Unruhe; bald horchte sie auf, dann irrten ihre Augen zu der schweren, eisernen Pforte, und wenn die Doggen zu bellen anfangen, wies sie die Tiere ärgerlich zur Ruhe; bald war sie in der Küche, schaute von dort zum Fenster hinaus, trat dann in das Wohnzimmer, suchte den Garten auf und ging schließlich ungeduldig zu der eisernen Pforte, die sie öffnete, um auf die Straße hinauszuspähen.

Eben wollte sie hinausgehen, als sie in fröhlichster Stimmung rief: „Endlich! Ich dachte, du hättest mich für heute vergessen und würdest nicht mehr kommen.“

„Ich wäre gerne früher dagewesen, aber ein schwieriger Fall beschäftigte mich heute länger als sonst. Ich sehnte mich längst nach dir.“

Sie drohte schelmisch mit dem Finger. „Ich muß dir ja alles glauben.“

„Das ist auch das klügste, was du tun kannst,“ scherzte der Geliebte, der jetzt die günstige Gelegenheit zwischen Tür und Angel, wo sie von keiner Seite beobachtet werden konnten, benützte, sie auf ihre roten Lippen zu küssen.

Gegen diese Beweisraft seiner Sehnsucht aber wehrte sich Sabine nicht.

Da rannten die Doggen mit lautem Gebell heran, und Sabine mußte die Tiere beruhigen, die den Ankömmling zu beschnuppern begannen, den sie rasch als vertrauten Gast erkannten.

In einer Laube, dicht am Hauseingang, saßen die beiden Verlobten dann beisammen; in zwei Kelchgläsern blinkte dunkler roter Wein, denn Arnold Buchar liebte gute Weine, die in seinem Keller lagerten.

Sabine beugte sich vor und blickte in die schwarzen Augen ihres Verlobten, die von seinem blonden Haar so merkwürdig abstachen, und fragte: „Warum wärst du heute beinahe nicht gekommen?“

„Ich habe den ersten großen Fall zugewiesen erhalten, bei dem ich die Anklage selbständig führen muß. In vergangener Nacht ist in der Stadt der Billenbesitzer Eller, ein mehrfacher Millionär, in geheimnisvoller Art ermordet worden.“

„In der vergangenen Nacht?“

„Ja. Gegen zehn Uhr! Vom Mörder hat man noch keine Spur; nur im Garten fanden sich Eindrücke von Schritten.“

Während Doktor Frank Henning weiter erzählte, trat Arnold Buchar aus dem Hausgang; er konnte bis zur Laube gelangen, ehe er gesehen wurde. Als er die Worte des Staatsanwaltes hörte, streckte er den Kopf vor und hörte zu.

Doktor Henning, der den Alten bemerkte, erhob sich.
 „Guten Abend, Herr Buchar!“

„Bleiben Sie sitzen, junger Freund, ich möchte nicht stören. Was erzählten Sie eben? Sprachten Sie nicht von Walter Eller?“

„Ja. Kannten Sie ihn, Herr Buchar?“

Die wimpernlosen Lider des Alten zuckten zwinkernd.

„Ja, ja, ich habe ihn gekannt. Sagten Sie nicht, er sei ermordet worden?“

„Ja. In der vergangenen Nacht ist es geschehen.“

„Hat man den Mörder gefaßt?“

„Nein. Bisher noch nicht. Es scheint ein Raubmord zu sein, denn ein wertvoller Opal ist nicht mehr vorhanden.“

„Ein Opal? Gewiß ein sehr seltener Stein?“

„Man schätzt ihn auf über dreißigtausend Mark.“

„Und nur den hat der Mörder mitgenommen? Weiter nichts?“

„Nein.“

„Mein junger Freund, Sie sind nun vor die Aufgabe gestellt, den Mörder auffindig zu machen?“

„Ich führe die Untersuchung.“

„Sie werden ihn hoffentlich finden.“

Zu seiner Rechte gewandt, sagte Buchar: „Sabine, gib den Doggen heute abend kein Futter, damit sie in der Nacht gut wachen und nicht schlafen. Die Doggen sind gut, mein lieber Freund, und schützen vor nächtlichen Besuchern.“

Er grüßte und kehrte wieder in das Haus zurück.

In der Laube sagte Sabine zu ihrem Verlobten:
 „Was ist das für ein wertvoller Opal? Das mußt du mir erzählen.“

Der alte irische Diener kauerte in der Küche auf einem niederen Schemel. Auf einer Bank saß die Köchin, die sich mit der Schürze immer wieder über das fettige, glühende Gesicht fuhr, während sie der Erzählung Frank Chagalls zuhörte. Ein Küchenmädchen stand am Herd und schaute ab und zu mit scheuen Blicken nach dem alten Irländer, dessen wunderliche Geschichten immer so schauerlich wirkten. Nur die Zofe, ein schnippisches Ding mit fuchsrotem Haar, lächelte und zog manchmal zweifelnd die Schultern hoch.

Der alte Diener, der ein paar Jahrzehnte abenteuend in Indien verlebt hatte, der viele Jahre der Diener des Ermordeten gewesen war, erzählte in geheimnisvollem Flüstertone: „Ich habe in Indien viele Wunder gesehen; wie ein Prangapani einen Pfeil in die Luft schoß, der nicht mehr zurückkam, wie ein Fakir ein Seil in die Luft warf, an dem er emporkletterte, und das sage ich, die Götter in diesem Lande sind mächtige Wesen. Manchmal rächen sie sich erst spät für begangene Frevel, aber entgehen kann keiner ihrer Gewalt. Und die Flüche der Priester gehen einmal in Erfüllung. Ihr glaubt mir nicht? Ihr begreift das nicht. Ich war dabei, ich habe den furchtbaren Fluch des Priesters gehört. Hat man denn einen Menschen entdeckt? Hat man jemand gesehen? Nein! Ich sage, der Zerstörer Wischnu ist der furchtbarste Gott; er kann den Blitz hinwerfen, wohin er will. Er hat auch den Herrn vernichtet!“

Der Irländer durfte zufrieden sein mit der Wirkung seiner Gruselgeschichten; die Köchin schlug die Hände zusammen. „Das ist entsetzlich. Aber solche Geschichten gibt es; ich habe auch mal so was gelesen. Da werden sie freilich nie den Mörder finden.“

Auch das Küchenmädchen fand Gefallen an einer so gespenstigen Lösung. „Da darf man froh sein, daß man weit genug fort davon gewesen ist.“

Die Jose bemerkte schnippisch: „Das ist Unsinn! Das war doch schon vor beinahe zwanzig Jahren, daß der Herr sich den Stein mitgenommen hat. Warum hat denn dein furchtbarer Gott so lang gewartet?“

„Ja, das ist wahr,“ meinte die Köchin.

Aber der Einwand verblüffte den Isländer nicht. „So ein junges Ding, das von der Welt nichts gesehen hat, das kaum von Mutters Schürze frei ist, will mich belehren . . .“

„Ach was! Ich habe auch meine Augen und Ohren. Ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen. An solche Märchen glaube ich nicht.“

Sie zog überlegen die Schultern hoch und lachte.

Der alte Diener rief unwillig: „Du willst alles besser wissen. Ich aber war drüben, ich hab' den Fluch gehört.“

„Wenn dieser unheimliche Gott gar so zu fürchten sein soll, warum hat er sich denn das Auge nehmen lassen? Warum hat er sich da nicht gleich ge- wehrt?“

Der Einwand kam so verblüffend, daß Chagall augenblicklich keine Antwort fand; ärgerlich sagte er: „Ich rede mit einem so naseweisen Ding gar nicht mehr. Wenn du es besser weißt, so sag du doch, wie soll der Mörder in das Zimmer gekommen sein?“

Die Jose wandte sich ab und schwieg.

„Da bist du nun doch still, weil du nichts weißt; gar nichts kannst du wissen.“

„Warum ist denn die Gartentür offen gefunden worden? Du hast sie doch am Abend zugesperrt.“

Durch die Türe kann einer hereingekommen und wieder verschwunden sein.“

Die Köchin stimmte zu: „Da hat die Emmi recht. Die Gartentüre war offen, trotzdem du sie verschlossen haben willst.“

Der Irländer sagte verdrossen: „Die Türe habe ich abgeschlossen; das muß ich doch wissen.“

„Deswegen kann man sie doch mit dem richtigen Schlüssel öffnen.“

„Willst du das vielleicht gesehen haben? Dann brauchst du ja nur zu sagen, was du wieder einmal besser weißt als andere Leute.“

Die Zofe wiegte den Kopf hin und her. „Darauf könnte ich antworten. Aber manchmal ist es besser, zu schweigen.“

Jetzt übermannte den Irländer der Zorn; er sprang von seinem Schemel auf und rief: „Eine dumme Gans bist du, die gar nichts weiß. Man sollte überhaupt nicht reden, wenn du da bist.“

Mergerlich ging er aus der Küche. Draußen hörte er noch das helle Lachen der Zofe.

Nach einer Weile fragte die Köchin: „Was weißt du denn, was du nicht sagen willst?“

„Es ist nicht gut, über alles zu plaudern.“

„Mir kannst du alles sagen. Was hast du gesehen?“

„Ich könnte schon sagen, wer die Gartentüre wieder aufgeschlossen hat.“

„Wer? So rede doch. Das Fräulein?“

„Die gnädige Frau hat aufgeschlossen.“

„Um Himmels willen! Das glaube ich nicht. Wen sollte sie hereingelassen haben?“

„Das weiß ich nicht, ich habe auch nichts gesehen.“

Aber unsere Frau habe ich erkannt; ich wollte eben auf mein Zimmer gehen, als ich im Korridor, der zur Gartenterrasse führt, Schritte hörte. Ich blieb stehen, beugte mich über das Geländer und sah eine Gestalt vorbeihuschen; ich erkannte nicht gleich, wer es war. Aber ich wartete; deutlich hörte ich, wie ein Schlüssel im Schloß gedreht wurde. Das konnte doch nur bei der Gartentüre sein. Ich war neugierig, wer in der Nacht noch in den Garten hinauswollte, und ging ein paar Stufen über die Treppe hinunter. Aber da kam sie schon wieder zurück; sie hatte nur aufgesperrt, um jemand einzulassen. Und da sah ich nun das Gesicht ganz deutlich. Frau Hermine war es; weil ich nicht gesehen werden wollte, mußte ich fort, und ich kann nicht sagen, wem sie aufgesperrt hat.“

Die Köchin sagte erstaunt: „Die gnädige Frau? Wer hätte an so was gedacht? Wem kann sie wohl geöffnet haben?“

Eine Weile war es still; dann sagte die Zofe: „In der gleichen Nacht ist dann der Herr ermordet worden.“

„Du glaubst doch nicht . . .“

An was die Köchin dabei dachte, sagte sie nicht; aber in ihren Augen lag ein zweideutiger Ausdruck.

„Ich weiß nichts weiter, als was ich gesehen habe. Sie hat die Türe für irgend jemand aufgesperrt.“

„Wer mag das gewesen sein?“

„Ich weiß es nicht; aber ich denke, erzählen müßte der doch können, was dann mit dem gnädigen Herrn geschehen ist.“

„Dann hätte sie den Mörder ins Haus gelassen? Aber warum?“

„Das geht mich nichts an. Erben wird sie ja nun genug.“

„Du meinst — und deshalb . . .“

„Still — still!“ zischte die Zofe.

Da trat Irma in die Küche; ihr Gesicht sah so weiß aus, als wäre der letzte Blutstropfen daraus entwichen; die Stimme zitterte, als sie sagte: „Mama ist immer noch leidend; sie will etwas Tee und Zitrone haben. Emmi soll es bringen.“

„Gnädiges Fräulein, ich werde es sofort besorgen.“

Dann ging Irma wieder aus der Küche.

Ein paar bange Minuten verstrichen; flüsternd fragte dann die Köchin: „Sie sah so blaß aus. Ob sie uns gehört haben kann?“

„Mir kann es gleich sein. Was ich gesehen habe, habe ich gesehen.“

Die Augen Irmas irrten unruhig umher, vom Boden zu einem Stuhl, zum Fenster, nach der Uhr, um nur nicht dem Gesicht ihrer Mutter begegnen zu müssen. Ihre mühsam beherrschte Erregung verriet sich auch in der Hast ihrer Antwort: „Emmi wird den Tee bringen. Kann ich für dich noch etwas tun?“

Frau Hermine stand in einem losen, dunklen Hauskleid neben einer Vitrine aus Zedernholz, in der wertvolle Porzellane und Kristalle aufbewahrt waren, und blickte von der Seite auf Irma, die kaum zwei Schritte von der Türe weggegangen war.

„Danke, liebes Kind! Willst du nicht bei mir bleiben? Ich bin jetzt so ganz allein.“

„Gerne, Mama, nur — nur jetzt — im Augenblick — ich habe für mich noch etwas zu tun.“

„Da will ich dich nicht aufhalten, Irma. Weißt du, ob wieder einer von der Polizei gekommen ist? Ich erfahre ja nichts, da ich kaum mein Zimmer verlasse.“

„Nein. Niemand ist heute hier gewesen.“

„Weißt du auch, ob sie noch keine Spur gefunden haben?“

„Nein. Ich hörte nichts.“

Frau Hermine sah an Irma vorbei und sagte mit matter Stimme: „Du kannst jetzt gehen! Ich meinte nur, die Untersuchung müßte in der Zeit doch schon manches ergeben haben. Das wäre doch anzunehmen?“

„Ich verstehe davon nichts.“

Und als Frau Hermine nochmals dankte, eilte Irma rasch auf ihr Mädchenzimmer, in dem sie die Türe hinter sich verschloß. Sie warf sich auf die Ottomane, grub ihr schmales, blaßes Gesichtchen in ein Kissen und begann hilflos zu weinen.

Es dauerte lange, bis das Schluchzen leiser und stiller wurde, bis Irma sich wieder aufrichtete und mit glanzlosen Augen ins Leere blickte.

Jetzt begannen ihre Gedanken sich wieder zu ordnen, die vorher unter heftigsten Erschütterungen verwirrt gewesen waren. Hatte sie denn recht gehört? Sie wiederholte sich, was sie erlebt hatte; eben wollte sie in die Küche treten, als sie den Namen von Frau Hermine aussprechen hörte, aber in einem Ton, der sie unwillkürlich zum Stehenbleiben zwang; da war es gegen ihre Absicht geschehen, daß sie auch noch vernahm, wie die Jose erzählte, daß sie Frau Hermine deutlich erkannt hatte, die in jener Nacht die Gartentür aufgesperrt haben sollte. Wort für Wort hatte sich wie eine furchtbare Anklage in ihrem wunden Gemüt eingegraben. Eine Anklage gegen Frau Hermine, gegen ihre zweite Mutter, zu der sie bisher in ihrer zurückhaltenden Schüchternheit immer vergebens den Weg zum Herzen gesucht.

War dieser Verdacht denkbar?

Die Jose hatte es so bestimmt behauptet, das Mädchen hatte alles gesehen und Frau Hermine erkannt.

Irma drängten sich noch andere Erinnerungen auf, die damit erst bedrückende Bedeutung gewannen. Sie wußte, daß Frau Hermine nicht im Zimmer bei den Gästen gewesen, daß sie für längere Zeit fern geblieben war, um dort erst wieder zu erscheinen, als der Vater gegangen war, um den Opal zu holen. Wo war sie während dieser Zeit gewesen?

Die Zeit stimmte; die Jose erzählte, Frau Hermine habe die Türe aufgesperrt. Aber für wen? Warum?

Als die Mutter damals in das Herrenzimmer zurückkehrte, war Irma eine offensichtliche Unruhe an ihr aufgefallen. Und dann war sie bewusstlos zusammengebrochen, als der Diener den Tod meldete; beim Erwachen aber war ihre erste Frage gewesen: „Wo ist er?“ Galt diese Frage dem Toten? Oder jenem Unbekannten, dem sie die Gartentüre geöffnet?

Aber das war nicht alles. Immer schwerer gestaltete sich die Anklage gegen die Mutter. Irma dachte daran, wie Frau Hermine in auffallender Hast Fragen nach den Erfolgen der Polizei gestellt hatte, als ängstigte sie sich für einen, den sie schützen wollte.

Immer tiefer bohrte sich der Verdacht Irmas. Hatte sie nicht eben wieder gefragt? Irma drückte die Finger gegen die pochenden Schläfen, als könne sie so das Blut zurückhalten, das in ihr tobte.

Alles drängte auf sie ein; jeder Blick, jedes Wort gewann eine furchtbare, entsetzliche Bedeutung.

Sie — Frau Hermine — sollte einem Fremden geöffnet haben, dem Mörder des Gatten, dem Mörder des Vaters! Sie mußte wissen, für wen sie das getan hatte, aber sie schwieg. Sie schützte ihn mit ihrem

Schweigen, mehr noch — sie ängstigte sich um ihn, sie zitterte für den Unbekannten.

War das denkbar?

Irma fand trotz allen Grübelns in dieser Wirrnis keine Klarheit.

Die Zofe hatte es gesehen?

Und was Irma selbst gesehen und gehört, was ihr vorher auffällig erschienen war, das erhielt nun eine Deutung, die das Schlimmste fürchten ließ.

Irmas Stiefmutter, zu der sie mit Liebe aufgeblickt hatte — sollte dem Mörder den Weg in das Haus gebahnt haben! Und schweigend schützte sie ihn.

Irma konnte in diesen Stunden nichts anderes denken. Alles verschwand vor diesen ungeheuerlichen Gedanken; sie dachte nicht mehr an ihren Lebensretter, nicht mehr an ihr Versprechen, ihm zu schreiben, sie konnte an nichts anderes mehr denken.

Was sollte sie nun tun? Wie jetzt Frau Hermine gegenübertreten? Konnte sie ihr wieder in die Augen sehen? Würde die Zofe immer schweigen? Und was mußte geschehen, wenn sie dies nicht tat? Ein qualvoller Tag lag vor Irma; sie wagte sich aus ihrem Mädchenzimmer nicht mehr hinaus.

Als der Abend und die Stunde kam, zu der sie sonst mit der Mutter gemeinsam am Tische saß, da konnte sich Irma zu diesem Gang nicht entschließen. Sie ließ sich damit entschuldigen, daß sie an heftigen Kopfschmerzen leide und schlafen möchte.

Eine Lüge!

Aber sie konnte Frau Hermine jetzt nicht in die Augen sehen. Was änderte sich damit? Nur Stunden konnte sie gewinnen, in denen sie doch nicht zur Ruhe kam. Wie sollte es morgen werden? — Irma bemerkte

nicht, wie die Nacht kam; sie achtete nicht darauf, daß sie im Finstern auf und nieder ging, bald an einem Fenster stehen blieb, sich für Minuten setzte, um dann die ruhelosen Wanderungen wieder aufzunehmen.

Sie hatte das Empfinden für die Zeit verloren.

Sie wußte nicht, wie spät es war, als sie wieder an einem der Fenster lehnte, die Stirne gegen die Scheibe drückte und voll weher Gedanken in die Dunkelheit des Gartens hinausblickte.

Plötzlich erschrak sie. Täuschten sich ihre Augen? — Deutlich hob sich im Garten gegen das nächtliche Dunkel des Laubes eine schlanke Frauengestalt ab, die aus der Richtung der Gartentüre her gekommen sein mußte, die offenbar unbemerkt aus der Villa hinaus wollte, die jetzt stehen blieb und zu den Fenstern zurückschaute, als wollte sie sich überzeugen, ob sie nicht beachtet werde. Weißes Haar leuchtete aus dem Dunkel. Es war Frau Hermine. —

Sie war es, sie stahl sich fort, durch die gleiche Türe, die sie heimlich schon einmal einem anderen geöffnet.

Was bedeutete das? Warum schlich sie heimlich davon? Wo wollte sie hin?

Irma irrte sich nicht. Es war Frau Hermine. Sie wünschte nicht, daß jemand von ihrem Weggehen wissen sollte.

Allerlei Gedanken wirbelten Irma durch den Kopf. Wenn sie der Stiefmutter folgte? Wenn sie so Gewißheit suchte?

Als Irma den gleichen Weg durch den Garten und den rückwärtigen Ausgang genommen hatte, nachdem sie nur einen Mantel hastig umgeworfen und ein dunkles

Tuch um den Kopf gelegt, als sie gehezt auf die Straße trat, bemerkte sie eben noch, wie eine Frauengestalt um die nächste Ecke verschwand. Sie lief die menschenleere Straße entlang, um die Spur nicht zu verlieren. Bald war sie so nahe hinter der Stiefmutter, daß sie ihr unauffällig folgen konnte.

Jetzt, da ihr Herz nicht mehr so laut pochte, peinigten sie andere Gedanken. War es nicht geradezu verächtlich, was sie jetzt tat? — Wie eine Spionin schlich sie hinter der Mutter her. Sie mißtraute ihr. Mit welchem Recht, konnte sie nicht sagen. Bestätigte denn dieser heimliche Weg nicht erneut, was durch die erlauschten Worte der Jose zum ersten Verdacht geworden war?

Wohin schlich Frau Hermine so verstoßen? Dann dachte Irma, ob es nicht ehrlicher gewesen wäre, wenn sie bis zu ihr hingeeilt wäre, ihre Hand erfaßt hätte, um sie zu fragen, warum sie in der Nacht fortlief? Aber würde sie auch die Wahrheit erfahren? Erschrecken würde Frau Hermine gewiß im ersten Augenblick; aber ob sie deshalb auch alles sagen würde? Irma fühlte steigendes Unbehagen über dies verächtliche Nachschleichen, aber es mußte um der Wahrheit willen geschehen. Klarsehen wollte endlich das innerlich verzweifelte Mädchen. Sie konnte ihren Gedanken jetzt auch nicht lange nachhängen, denn sie mußte darauf achten, die Spur der Verfolgten nicht zu verlieren, die manchmal, besonders an Straßenkreuzungen, an denen ein lebhafter Verkehr war, stehen blieb und sich umschaute; Irma drückte sich für Augenblicke in den Schatten einer Hausecke.

Frau Hermine mied auf ihrem Wege alle hell erleuchteten Straßen, in denen die Menschen, die von Konzerten kamen und in Cafés gingen, dichter fluteten.

Immer stiller wurden die Gassen, die durch Stadt-

teile führten, die Irma am Tage gemieden hätte. Es huschten da jene armseligen Geschöpfe, die zu den bedauernswertesten gehörten, geschminkt und mit seidenen Röcken rauschend, von einer Straßenecke zur anderen.

Was konnte Frau Hermine hier suchen, und wo wollte sie hin? War das nicht die Hafengegend, der sie sich näherte, jener Teil der Stadt, in dem die versticktesten Kneipen lagen, in dem Elend und Not, aber auch das Verbrechen die meisten Schlupfwinkel fanden?

Es tauchten manche verdächtige Gestalten auf, und aus trübe erleuchteten Kellerräumen klang kreischend ein Grammophon oder das Lärmen eines Orchestrions. Dazwischen vernahm Irma johlende Stimmen. Bisher hatte sie immer noch unbemerkt folgen können.

Nun waren sie in die Hafengasse eingebogen.

In einem flüchtigen Ausschrecken tauchten mit einem Male in Irma andere Gedanken auf; sie dachte an ihren Lebensretter, der ja auch die Hafengasse genannt hatte, an Alex Röder, der in der Musikerbörse wohnte, in dessen Schuld sie immer noch war, und der sich gewiß nach einem Brief von ihr sehnte.

Er mußte zwar auch hier in der elenden Hafengasse leben, aber er war doch nur ein Unglücklicher, einer, der im Leichtsinn gesunken war, aber doch kein Mensch mit einem schlechten Herzen. Wie freimütig er die Schuld seines Lebens eingestanden hatte! So konnte keiner handeln, der innerlich verderbt war. Gewiß hatte ihn nur das Unglück auf die abschüssige Bahn gebracht. Ihm schuldete sie ihr Leben; sie durfte nicht vergessen, daß sie seine Tat mit einer gleichen zu vergelten hatte; sie mußte ihm den Weg zu einem besseren Leben ermöglichen. Mit Geld konnte ihm sicher der Grund zu einem anderen Dasein bereitet werden.

Nur Sekunden waren es, in denen sie sich mit diesen Erinnerungen und Vorsätzen beschäftigte.

Da blieb Frau Hermine vor einem erhellten Torbogen stehen; ein fahler, gelbrötlicher Schein fiel aus einer Einfahrt quer über die Straße. Stimmen kreischten und lärmten. Ueber dem Tor leuchtete ein roter Stern, und darüber stand auf einem weißgestrichenen Blechschild: „Herberge zur Musikerbörse.“

Hier wohnte der arme Mensch.

Nun verstand sie, warum er sie wie scheu gemieden hatte, warum er sie nicht begleiten wollte. Jetzt erst begriff sie ganz, daß sie ihre eigene Schuld nicht vergessen durfte.

Frau Hermine trat durch den Torbogen in das Haus. Irma durfte vor nichts mehr zurückschrecken; sie mußte ihr folgen.

Auf den Zehen schlich sie an den Toreingang heran, unmittelbar daneben drückte sie sich an die Wand. Jetzt spähte sie hinein und sah in den hellen Flur, in dem schmutzige Fässer und Kisten standen. Eine Glastüre mündete in ein Schanklokal, aus dem singende und freischende Stimmen drangen; eine zweite Türe schloß den Hofraum ab, und staubige, ausgetretene Stein-
stufen führten nach dem ersten Stockwerk empor.

Vorsichtig beobachtete Irma und sah, wie Frau Hermine einem kleinen, häßlichen Manne gegenüberstand. Mißtrauisch schaute er auf die Fremde, die hier eine ungewohnte Erscheinung war. Als er ihr Zögern bemerkte, rief er sie kurz an: „Wen suchen Sie denn?“

Irma konnte jedes Wort verstehen; jetzt mußte die Antwort folgen, auf die auch sie mit Spannung wartete. Wer war es, für den Frau Hermine bangte, dem sie das Gartentor aufgeschlossen hatte?

Deutlich vernahm Irma die Frage: „Hier wohnt doch der Musiker Alex Röder?“

„Hat gewohnt, ja, hat gewohnt!“ knurrte der Wirt.

Erschreckt zog sich Irma zurück. Alex Röder? Das war der Name ihres Retters! Den suchte Frau Hermine? —

Die Hände gegen das heftig pochende Herz gedrückt, lauschte Irma weiter.

„Er wohnte doch hier?“

„Ich sage ja, er ist weg.“

Eine weitere Frage: „Wann ging er fort?“

„Heute morgen.“

Blitzartig zuckte in Irma eine Erinnerung auf. An dem Abend im Herrenzimmer war es; Geheimrat Hessel erzählte eine Geschichte; Frau Hermine war fort; sie selbst schaute durch das Fenster auf die Straße; da hatte sie die Gestalt ihres Retters zu erkennen vermeint, der dann in der Richtung nach dem Garten verschwunden war.

„Hat er nicht hinterlassen, wo man ihn finden kann?“

„Nein. das ist nicht üblich. Visitenkarten haben die Gäste in der Hafengasse nicht.“

„Sie können mir gar nichts über ihn mitteilen?“ Die Stimme Frau Hermines bettelte um ein mitleidiges Wort.

„Nein. Er muß ein gutes Geschäft gemacht haben, denn er sah nobel aus, als er ging. Da war's ihm hier nicht mehr gut genug. Er scheint in der Nacht irgendwo etwas gefunden zu haben. Das kommt vor.“ Der Wirt ging lachend nach der Gaststube.

Irma hatte jedes Wort deutlich gehört. Jetzt wollte sie nicht mehr zurück, sie wollte alles wissen, die ganze Wahrheit fordern. Wer war Alex Röder? Und warum

suchte ihn Frau Hermine? Welches Geheimniß verband diese beiden?

Das häßliche Lachen trieb Frau Hermine hinaus; in sich zusammengesunken schlich sie durch den Torbogen nach der Straße. Knallend schlug der Wirt die Türe zum Schankraum hinter sich zu.

Frau Hermine bog nach der Seite ein, um auf dem gleichen Wege wieder zurückzukehren; da stellte Irma sich ihr entgegen, und eine bange Stimme zitterte: „Wen suchst du hier?“

Erschreckt zusammenfahrend, blieb die Ertappte stehen. Dann rief sie: „Irma, du? Wie kommst du hierher?“

„Ich glaube, wir sollten beide zusammengehen.“

„Irma?“ Halb zweifelnd, halb fragend klang der Ruf. Dann sagte sie: „Ja. Es ist wohl besser — komm! Und erst erzähle du.“

(Fortsetzung folgt.)



Anklage, Verurteilung, Bann und Hinrichtung von Tieren und Gespenstern

Von Konrad Landauer

Mit 8 Bildern

Trotz aller heutigen technischen und chemischen Hilfsmittel sind wir auch jetzt noch nicht in der Lage, die vielen landwirtschaftlichen Schädlinge: Raupen, Insekten, Schnecken und die Feldmäuse so erfolgreich auszurotten, als es nötig wäre. Der durch Insekten entstehende Schaden wird für Deutschland auf jährlich einhundertfünfzig bis zweihundert Millionen Mark berechnet. Erst in unserer Zeit erkannte man die Lebensbedingungen der gefährlichen Feinde unseres Forstwesens, der Landwirtschaft und der Obst- und Gartenkulturen, und erst dadurch konnten Verhaltensmaßregeln zu ihrer Bekämpfung gefunden werden. Ob es in Zukunft gelingen wird, sie mehr oder weniger zu vertilgen, läßt sich zur Stunde noch nicht sagen, doch dürfte es als gewiß gelten, daß sie nie völlig vom Erdboden verschwinden werden.

In früheren Jahrhunderten stand man diesen „Landplagen und Geißeln“ der Menschen hoffnungslos gegenüber. Heuschreckenschwärme von Millionen dieser gefräßigen Insekten vernichteten in kurzer Zeit das halbreife Getreide auf den Äckern; Raupen, als langer „Heerwurm“ das Land durchziehend, überfielen die Feldfrüchte und fraßen alles kahl (Abb. 1). Und was diesen Zerstörern nicht zum Opfer fiel, verwüsteten die Feldmäuse, so daß oft die Ernte ganzer Landstrecken verloren ging; bei dem Mangel an Verkehrsmitteln brachen Hungersnot und in ihrem Gefolge Seuchen aus, die Tausende von Menschen elend dahinrafften. Seit alten Zeiten verstand man unter dem Namen Pest

eine ganze Reihe von Erkrankungsformen, und fast immer wird in Berichten gleichzeitig Hungersnot, Pest und „großes Sterben“ in einem Atem genannt. Heuschreckenschwärme gehörten zu den „sieben Plagen“, die Moses über Ägypten heraufbeschwor, und sie werden nach der Offenbarung des Johannes einst auch unter den letzten furchtbaren Plagen wiederkehren, die dem



Abb. 1. Der gefürchtete wandernde „Heerwurm“.

Ende der Welt vorhergehen. Ein König wird über sie gesetzt sein, der Abaddon = Verderben genannt ist. In der Sage ist der Teufel der „Herr des Ungeziefers“. Auch die Feldmaus als Vernichter der Ernte war ein uraltes Symbol der Pest. Im Tempel zu Memphis befand sich ein Standbild des ägyptischen Priesterkönigs Sethon mit einer Maus auf der Hand. Die Statue war zum Andenken an die Niederlage der Assyrer unter Sanherib errichtet worden. Gewaltige Schwärme von Feldmäusen sollen damals Köcher, Bogen-

sehnen und Schilde der feindlichen Heere zernagt haben, so daß sie, waffen- und wehrlos geworden, elend umkommen mußten. Der wahre Sinn dieser Erzählung ist dieser: die „Pest“ war es, die den Feind vernichtete; Hungersnot ging dem großen Sterben voraus. In unzähligen alten Berichten wurde diese Art der sinnbildlichen Einkleidung von anderen wirklichen Vorgängen gebraucht. Oft heißt es, die Kriegerscharen sollten von „Erdgeborenen“ überfallen und vernichtet werden, die zur Nachtzeit hervorbrechen würden; damit waren im übertragenen Sinne Mäuse und als Folge von Nahrungsmangel durch ihre Felderverwüstungen Hunger und „Pest“ gemeint. Bei Homer schickt Apollo auf das Gebet seines Priesters Mäuse ins Lager, denen die „Pest“ folgt. Auch der Trojanische Krieg endete durch Hunger, und abermals wird gesagt, Mäuse hätten die Bogensehnen der Krieger zernagt. Die Ratten des chinesischen Kriegsgottes Skanda fraßen in den Dasen Serikas und am Himalaja alles Rüstzeug der feindlichen Völker auf. Der gleiche Gedankengang war in der Welt weitverbreitet. Die Maus ist die Saatverderberin und damit die Vorläuferin von Hunger und Seuchen. In der Bibel heißt es: „und das Land kochte Mäuse“; da wurden zur Abwehr fünf goldene Mäuse in das Bundeszelt Jehovas gesandt. So bewahrte man einst im Kölner Domschatz als Motivopfer eine silberne Maus. St. Gertrud, die Gärtnerin, ist in krainischen Bauernkalendern mit zwei Mäusen dargestellt worden, die an einer Flachs-spindel nagen; vor ihrem Festtage, dem 17. März, endet das winterliche Spinnen. Mäuse bedeuten nach der Traumsymbolik fremde Völker, Krieg und Hungersnot; von gleicher Bedeutung war die Heuschrecke. Fast allen mittelalterlichen Berichten über Tod

und Sterben großer Menschenmassen geht die sinnbildlich zu verstehende Angabe voraus: es seien gewaltige Scharen von Heuschrecken so dicht fliegend ins Land gekommen, daß sie die Sonne verdunkelten. So herkömmlich gehörte auch die Heuschrecke zum Pestbericht, daß die Chronisten mehrfach angeben, solche verheerende Schwärme seien mitten im Winter eingefallen. Das soll indes nur besagen, daß die Winterkornsaat verdorben war, und daß aus diesem Grunde Hungersnot und „Pest“ folgten.

Auf Moses Geheiß starb die Erstgeburt der Ägypter an der Pest. Es regnet Heuschrecken und Mäuse vom Himmel, denn nach dem Volksglauben rühren sie von Gewittern her, tauchen mit dem Nebel auf und verschwinden mit den Wolken wieder. Es gab Zauberer, denen die gefürchteten Mäuse und Ratten folgten. Den Dünsten der Hexenküche entstiegen nach damaligem Glauben allerlei verderbenbringendes Ungeziefer und Gewürm, Schlangen, Mäuse und Schnecken (Abb. 2). Wer dächte nicht an den Rattenfänger von Hameln, der im Jahre 1284 die Rager vertrieb und aus Rache, weil man ihm den bedungenen Lohn weigerte, die Kinder der Stadt Hameln in den Blocksberg entführte. Auch der sagenhafte Rattenfänger steht in Beziehungen zur Pest. In verwandtem Sinne treten Mäuse auf als Verfolger eines Bösewichts, der zur Hungerszeit den Armen das Getreide vorenthält. Nicht nur in Dingen am Rhein, wo der Mäuseturm Hattos liegt, sondern an vielen anderen Orten Deutschlands wird erzählt, daß Mäuse den hartherzigen Kornwucherer zur Strafe bei lebendigem Leibe gefressen haben. Doch ist auch in diesem Falle die Maus Sinnbild des Todes und der Vernichtung. Man veranstaltete große Bittgänge, um



Abb. 2. Hexenküche.

vor Mäusen und Heuschrecken bewahrt zu werden. In den Hexenprozessen spielte das „boshafte Mäufemachen“ zur Verheerung der Felder eine bedeutende Rolle.

Daß man Böses durch Böses vertreiben könne, war ein uralter Gedanke der Heilkunst. Darum kann es nicht wundernehmen, daß man in der Römerzeit die Raupe des Kohlweißlings mit Öl verrieben auf Wunden schmierte, die durch den Biß giftiger Tiere entstanden waren. Bei schweren Fiebern legte man Heuschrecken, in ein Tuch gebunden, auf den Puls und nahm sie erst nach neun Tagen ab, wenn das Insekt längst gestorben war. Mit dem gelben Saft, den gereizte Heuschrecken durch die Weißwerkzeuge von sich gaben, suchte man schlimme Furunkeln und Warzen zu heilen. So spielten auch alle möglichen Organteile der Maus eine nicht geringe Rolle in den Heilkünsten der Vergangenheit. Auch in der noch lebendigen Angst und dem Abscheu der Frauen vor der Maus, spiegelt sich die Auffassung von der zu fürchtenden Brut, die vor Zeiten allerdings das Land manchmal, nach Millionen zählend, schwer genug heimsuchte.

In jenen fernen Jahrhunderten, die in allen fremdenden Erscheinungen dunkle Zaubergewalten wirkend erblickten, suchte man den gefürchteten Einflüssen mit Bitten, Besprechungen und magischem Formelwesen abwehrend zu begegnen. Diese Prozeduren erhielten sich bei der Landbevölkerung bis in unsere Tage. Um die Raupen zu vertreiben, steckte man ein Stück von einem ausgegrabenen Sarg in das Krautbeet; man setzte eine zu Pfingsten geweihte Birke in das Kohlfeld und sprach dreimal die Worte: „Raupen packt euch; der Mond geht weg, die Sonne kommt.“ So streute man auch Sand vom jüngsten Grab aus dem Kirchhof über die von Ungeziefer befallenen Pflanzen und rief: „Zieht aus, ihr Gäste ohne Knochen.“ Die Felder wurden gesegnet und dem „Geschmeiß“ angesagt, daß es ausziehen

solle; zu diesem Zweck blieb eine Ecke zum Abziehen frei; man sagte dabei dem Ungeziefer auch an, wohin es sich wenden möge. Wenn man drei Raupen im Schornstein über dem Herd aufhängte, galt es als sicher, daß alle übrigen im Freien elend vertrocknen würden. Im Jahre 1860 behauptete man noch in einem lauenburgischen Dorfe, daß dort ein böhmischer Fuhrmann einem Bauer die Raupen aus dem ganzen Ort in den Garten gehert habe. Es hieß, er habe die Raupen mit mächtig wirkenden Zauberformeln besprochen, so daß am folgenden Tage eine wimmelnde Schar aus allen Himmelsrichtungen herbeigekrochen wäre. Obstbäume suchte man vor Raupenfraß zu sichern, indem man Herdasche von Weihnachten, Fastnacht und Aschermittwoch mit gesegnetem Johanniswein vermischte und die Bäume damit bespritzte.

Von gleicher Art waren die zauberischen Abwehrmittel gegen die Mäuse. Man besprengte die Haus- und Scheunenwände mit Wasser, in dem ein Leichnam gewaschen worden war, oder verbrannte auf einer Kohlenpfanne Haare aus dem Bart eines schwarzen Bockes. Allerlei „Böses abwehrende“ Pflanzen steckte man beharrlich in die Äcker und züchtete so jahrhundertlang im wahrsten Sinne des Wortes Unkraut unter dem Weizen. Beim Einbringen des Getreides stellte man drei Garben verkehrt, mit den Ähren nach unten, auf den Boden der Scheunen, um vor Mäusefraß sicher zu sein; auch auf dem Feld ließ man deshalb eine Garbe stehen. Was am Weihnachtsabend und am ersten Festtage vom Essen übrig blieb, warf man in der Scheuer den Mäusen vor und sagte dazu: „Mäuse, freßt die Reste und laßt die Körner in Ruh.“ In die vier Ecken der Stube legte man am Christabend Erbsen in Kreuzform,

damit die Mäuse nicht überhandnahmen. Wo ein weißer Hahn auf dem Hofe hauste, sollte es keine Mäuse geben.

Daß man mit solchen Mitteln gegen die gefürchteten Schädlinge nichts erreichte, liegt auf der Hand. Und so ist es nur ein Schritt weiter im Geiste vergangener Jahrhunderte, daß man versuchte, mit dem Bannfluch gegen diese gemeingefährlichen Kreaturen vorzugehen, die offenbar zur Strafe des Menschen erschaffen waren.

Nach dem Bericht einer Bozener Chronik flogen im Jahre 1338 „aus der Tatarey durch Ungarn und Oberösterreich kommend“ Heuschrecken auch durch „alle deutschen Lande“. Diese Verallgemeinerung lag im Geiste jener alles generalisierenden Zeit. Siebzehn Tage lang soll die Heimsuchung gewährt haben. Bis auf die Weinreben bissen sie alles ab. Der „Same“ — die Eier — dieser Scharen blieb zurück, und deshalb wurde ihnen der Prozeß gemacht, und sie wurden vom Pfarrer in Kaltern in den Bann getan. Das Urteil lautete: „Dieweil vermelte Heuschrecken, dem Land und Leuten schädlich und verderblich kommen wären, so ist zu Recht erkennt worden, daß sie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verweisen sollte.“ Ein ähnlicher Vorgang spielte sich zu Troyes im Heumonath des Jahres 1516 gegen Raupen ab. In Lausanne wurde 1579 den verwüstenden Insekten der Prozeß in strengster Form Rechtens gemacht. Als Verteidiger gab man ihnen einen gewissen Perrodet, da indes weder die Angeklagten, noch der Sachwalter vor Gericht erschienen, so wurden jene in *contumaciam* verurteilt und exkommuniziert, sowie aufgefordert, aus dem Lande zu weichen. Ein deutliches Bild liefert der Rechtsstreit mit den Feldmäusen zu Glurns. Am St. Ursulatag 1519 erschien Simon Feiß von Stils vor dem Richter Wilhelm

v. Hasflingen zu Glurns und erhob im Namen seiner Gemeinde Klage gegen die Mäuse; es solle ihnen ein Prokurator gesetzt werden, „auf daß sie sich nit zu bezklagen haben“. Nach Ordnung Rechtens wurde dem Glurnser Bürger

Hansen Brienebner solche Gewalt gegeben. Nachdem auch die Stülffer noch Minig v. Tartsch als Prokurator gewählt hatten, begann 1520 der Rechtsstreit wider die „unvernünftigen Thierlein“. Außer genannten Personen setzte sich die Richterkörperschaft folgendermaßen zusammen: Richter: Konrad Spergser, Rechts-

sprecher: Hans Hafner, Rasper Metzger, Millner v. Lichtenberg, Stoffl Frey, Baltin Larcher,

Martin Lechtaler, Adam v. Pajadt, Fliri Peter, Luzi Hans Feyrabendt, Jeremias v. Pradt.



Abb. 3. Rattengiftverkäufer.
Nach einem Stich aus dem achtzehnten
Jahrhundert.

Durch verschiedene Zeugen wurde eidlich bestätigt, daß „ungefähr bey achtzehn Jahren die Mäuse der ganzen Gemeinde merklich Schaden gethan, an Auf-

wühlung des Erdreichs, also, daß die von Stils das Heu und Grumet die Zeit lang gar wenig genossen". Die Vertheidigung verursachte sieben Pfennige Schreitzgeld. In der Klage wurde betont, daß, wenn man diese schädlichen Tiere nicht wegschaffen könne, die Stilffer „ihre Jahrzinsse der Grundherrschaft nit mehr geben könnten, und verursacht würden, gar hinweg zu ziehen, weil sie solcher Gestalten sich nit mehr wüßten zu ernähren". In dieser letzten Begründung liegt wohl der eigentliche Klagegrund.



Abb. 4. Der gefährliche „neue Wurm“, der 1623 die Felder verwüstete.

Darauf erfolgte die Antwort, daß im Falle eines Urteils, nach dem die Mäuse weichen müßten, ihnen ein anderer Ort gegeben werden solle, „auf daß sie sich erhalten mögen“.

Nach Klage und Antwort, Red und Widerrede kam es zum Urteil: „daß die schädlichen Thierlein denen von Stils ihre Acker und Wiesen nach laut der Klage in vierzehn Tagen raumen, da hinweg ziehen, und zu ewigen Zeiten dahin nimmermehr kommen sollen“. Im Urteil war noch festgesetzt, daß den Mäusen vierzehn Tage lang freies Geleit vor ihren Feinden, „es seyen Hund, Katzen oder andere Widersacher“, gesichert werden müsse. Zuletzt hieß es: „Die, so ziehen können, sollen in vierzehn Tagen wandern.“ Merkwürdigerweise war

Rücksicht genommen auf trächliche Mäuse oder solche, die „Jugend halber nit mitkommen möchten“.

Was die guten Stülffer erreicht hatten, war die indirekte Bestätigung der Flurschädigung durch die Mäuse, die sich um den Spruch weiter nicht gekümmert haben werden. Vergiftete Körner und Gift für Mäuse und Ratten verkauften „fliegende Händler“ erst später bei den Bauern (Abb. 3).

Im Jahre 1623 erschien ein Flugblatt, auf dem „neue, vorher in Deutschland nit gesehene Würmer“ dargestellt waren, die man zu jener Zeit in Augsburg und Umgegend in Kornfeldern und am Kraut gefunden. „Obenher hatten sie gleichsam ein Menschenangeficht, samt einem Bund, in der Mitte eine dicke Haut oder Schuppen, als wenn sie geharnischt wären.“ Man betrachtete ihr Erscheinen als Anzeichen der greulichen Verwüstung des Landes. „Was die Raupen erlassen, das fressen die Heuschrecken, und was diese lassen, fressen die Käfer, und was davon übrigbleibt, das frist das Geschmeiß der Landsknechte“ (Abb. 4).

Bei Raupen, Heuschrecken und Mäusen, die in Massen auftraten, begnügte man sich rechtlich mit der Ausweisung. Anders verhielt es sich bei Pferden, Kindern, Eseln, Hunden und Schweinen. Ausdrückliche Strafbestimmungen gegen Tiere kommen schon bei den alten Hebräern vor; in der Bibel heißt es: „Wenn ein Ochse einen Mann oder Weib stößt, daß der Tod erfolgt, so soll man den Ochsen steinigen.“ Bei den Griechen wurden in älterer Zeit nicht allein Tiere getötet, sondern auch leblose Gegenstände, durch welche ein Mensch umgekommen war, mit Vernichtung bestraft. In Rom wurden die Hunde laut Recht und Gesetz erhängt, weil sie den Überfall des Kapitols nicht gemeldet hatten.

Die Rechtslehrer des Mittelalters und des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts stimmten über die Anwendung der Todesstrafe gegen Tiere nicht überein, was indes weder die Rechtsprechung noch die Ausübung verhinderte. Häufig werden Schweine hingerichtet. Bis ins achtzehnte Jahrhundert liefen sie auch in größeren Städten frei umher, und so geschah es nicht selten, daß sie schlecht verwahrte und unbeaufsichtigte kleine Kinder überfielen und verstümmelten oder auffraßen. So wurde im Jahre 1576 zu Schweinfurt dem Kind einer Zimmermannsfrau von einem Schwein ein Ohr abgefressen und die Hand verstümmelt. Der Henker, dem das Tier zum „hinweg tun“ überwiesen worden war, erhängte es öffentlich. Aus dem vorhergehenden Jahrhundert erhielt sich die Kostenrechnung eines französischen Scharfrichters, die für die Hinrichtung einer Sau, die ein Kind gefressen, von ihm aufgestellt wurde. Für „Speisung der Sau im Gefängnis“, bis es zum Urteil kam, verlangte er sechs Sous und für die Reise von Paris nach Moulant, an den Ort der Hinrichtung, vierundfünfzig Sous; mit sechs Sous berechnete er das Fuhrwerk, um darauf das zum Galgen verurteilte Tier zum Richtplatz zu schaffen. Merkwürdigerweise verlangte er auch Geld für ein Paar Handschuhe, die er beim Richten trug, sowie für Stricke, mit denen der Delinquent gebunden und gehängt worden war. Im Jahre 1610 griffen wütende Hunde einen Mann an und zerrissen ihn; sie wurden eingefangen und aus Urteil und Rechtspruch des Gerichts von den Knechten des Henkers erschlagen. Um diese Zeit hängt man in Burgund ein Schwein, das einen Knaben umgebracht, an den Galgen. In Oesterreich biß der Hund eines Trommlers einen Ratherrn in den Fuß. Als der

Gebissene den Herrn des Hundes verklagte, stellte der als Täter den Hund vor Gericht. Der Trommler wurde losgesprochen, der Hund aber auf Jahr und Tag verdammt, im Narrenkobel eingesperrt zu sitzen. Man kümmerte sich demnach in dieser Zeit noch nicht um die Frage der Zurechnungsfähigkeit des Objektes; das Tier mußte für seine Untat büßen, gleichviel, ob es ein Schuldbewußtsein haben kann oder nicht.



Abb. 5. Der Werwolf, der einem Nachtwächter erscheint.

Noch sonderbarer mutet es an, daß man nicht selten Wölfe, sogenannte Werwölfe, als Gespenster in aller Form richtete und dem Scharfrichter übergab. So endete im Jahre 1685 ein Werwolf am Schnellgalgen, in dem man den seligen Bürgermeister von Ansbach erblickte. In der Umgegend hatte der Werwolf Weiber und Kinder zerrissen und die Herden geschädigt. Niemand getraute sich mehr bei hellem Tage übers Feld zu gehen, und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Es hieß: der grausame Werwolf sei der kurz vorher

verstorbene Ansbacher Bürgermeister, der zuvor aus einem Dachfenster seines Hauses seiner eigenen Beerdigung zugesehen und nun fortrummore. Dem Nachwächter sei er aufrechtstehend, mit einem Wolfskopf, in ein weißes Laken gehüllt, erschienen. Am 10. October 1685 fing man dieses Gespenst im Weiler Neuses bei Windsbach, als es, einen Hahn verfolgend, in einen Brunnen fiel. Bauern brachten den Werwolf mit Stangen, Prügeln und Steinen um. „Nachdem man das Luder also gefällt nach Ansbach zu schauen gebracht, wurde es an den auf der Windmühle, auf dem Nürnberger Berg errichteten Schnellgalgen in einer von Glanzleinwand, an Farbe fleischfarbrötlich, in einer kastanienbraunen Perücke und weißgraulichem Bart — ganz in der Gestalt des vorgedachten Bürgermeisters — aufgehängt. Das Wolfs Gesicht ist mit einem Schönbart oder nachgemachtem Menschengesicht (einer Larve) etlichermaßen nach des Bürgermeisters bei Lebzeiten gehaltenen Physiognomie, verdeckt, nachdem die Wolfschnauze bis an die Augen abgehauen worden. Die Höhe seiner Wolfsgestalt war anderthalb Ellen. Die Wolfshaut ist zu einem Gedächtnis solcher so seltsamen Begebenheit ausgestopft und in die fürstliche Kustkammer beige stellt und aufgehängt worden“ (Abb. 5, 6, 7).

Solche Dinge konnten am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch geschehen, denn damals galt auch juristisch noch ein Gespensterrecht*). Aus älterer Zeit sind Hinrichtungen von Gespenstern — Vampiren — zahlreich. Ein alter Bericht erzählt folgendes: Anno

*) Vergl. Bibliothek d. Unterhaltung u. d. Wissens. 3. Bd. Jahrg. 1917, S. 226.

1337 kam ein Hirte zu Cadan jede Nacht aus seinem Grabe, erschreckte die Leute, redete mit ihnen, als wenn er noch lebte, ermordete auch Menschen, und wenn er jemand beim Namen rief, so mußte der in acht Tagen sterben. Die Nachbarn schlugen ihm im



Abb. 7. Der Werwolf am Galgen. Dem Wolf ist eine Larve mit den Gesichtszügen des Bürgermeisters, der in ihm stecken soll, und eine Perücke umgebunden.

Grab einen Pfahl durch den Leib. Darüber lachte er und sagte: „Ihr habet mir guten Dienst gethan; nun hab' ich einen Stecken, damit ich mich desto baß der Hunde erwehren kann.“ Das „Gespenst“ wurde ausgegraben und dem Henker befohlen, es zu verbrennen. Da zog es im Feuer die Füße an sich, brüllte gleich einem Stier und schrie wie ein Esel. Als der Henker dem Gespenst in die Seite stach, floß rotes Blut heraus. Solcher Geschichten gibt es unzählige.

Im Jahre 1673 soll ein hartherziger Steuereinnehmer an der russischen Grenze zur Strafe in einen Hund verwandelt worden sein. Er führte den Bauern das Vieh aus den Ställen und drückte sie auch sonst hart. Da kam in einer Nacht sein ganzer Viehbesitz um. Wütend griff



Abb. 8. Verwandlung eines hartergigen und gottlästernden Steuereintnehmers in einen Hund,
nach einer Darstellung aus dem Jahre 1673.

er zur Pistole, schoß damit in den Himmel und ward von Stund an in einen Hund verwandelt. In dieser Gestalt mußte er Nas fressen (Abb. 8).

Gespenslige Werwölfe sind an vielen Orten gefangen und dem Henker übergeben worden. Der Werwolf, dessen Name von dem althochdeutschen wer — das heißt Mann — lateinisch vir — stammt, bedeutet: Mannwolf. Nach alter Anschauung war dies ein Mensch, der sich durch Anlegen eines Wolfgürtels oder Wolfhemdes in einen Wolf verwandeln konnte. Er nahm damit die Gewohnheiten und die wilde Art eines Wolfes an und konnte erst nach zehn Tagen in seine menschliche Gestalt zurückkehren. Daß man auch nach dem Tode als Werwolf geistern konnte, dafür bietet nach dem Glauben des siebzehnten Jahrhunderts der Bürgermeister von Ansbach eines der vielen Beispiele aller Zeiten und Jahrhunderte. Der Werwolfaberglaube ist uralt und in verwandten Formen über die ganze Erde verbreitet. Menschen, die zu einer bestimmten Zeit geboren werden, nehmen nach Volksglauben in den zwölf Nächten vor Weihnachten, wenn das wütende Heer umgeht, Werwolfsgestalt an.



Stotternde Kinder.

Winke für Mütter. Von J. P. Filzkow.

Die Zahl stotternder Kinder ist größer, als man ahnt. Es wurde festgestellt, daß durchschnittlich ein bis zwei vom Hundert schulpflichtiger Kinder mit dem Uebel behaftet sind; das ergibt etwa zweihunderttausend stotternde Schulkinder in Deutschland.

So lange stotternde Kinder noch nicht zur Schule gehen, empfinden sie diesen Sprachfehler weniger peinlich, sie spielen mit ihren Genossen und plappern unverzagt und unbefangen. Meist werden die Kleinen wegen eines Sprechgebrechens erst in der Schule zur Zielscheibe des Spottes, und nun stellt sich Befangenheit ein. Die Mütter sollten, sobald sie bei ihren Kindern die Anlagen dieses Sprechleidens beobachten, rechtzeitig dafür sorgen, daß sich der Zustand wenigstens nicht verschlimmert. Bei entsprechender Behandlung dürfte der Erfolg nicht ausbleiben.

Wie leider häufig angenommen wird, beruht das Stottern nicht auf fehlerhaftem Bau der Sprachwerkzeuge. Das Leiden hat seinen Sitz im Gehirn, in der Centrale des gesamten Nervensystems, von der aus alle unsere geistigen und körperlichen Tätigkeiten geleitet und geregelt werden. Beim Sprechen werden drei verschiedene Muskelgebiete vom Gehirn aus zur Tätigkeit angeregt: die der Atmung dienenden Muskeln des Brustkastens, die zur Bildung der Stimme erforderlichen Muskeln des Kehlkopfes und die zur Artikulation oder Bildung der Laute notwendigen Muskeln der Mundhöhle. Beherrscht nun die Centrale infolge gewisser Störungen die Muskeln dieser Gebiete nicht, dann äußert sich dies in krampfartigen Zuckungen, und das Stottern ist die Folge.

Aber auch die Atmungsvorgänge spielen eine große

Rolle bei Sprachstörungen dieser Art. Wir atmen meist ohne richtige Beteiligung des Zwerchfells. Suchen wir beim Sprechen den Ton zu verstärken, was durch vermehrtes Atemholen geschieht, so gerät die Zunge in leichte Zuckungen, weil sie bestrebt ist, den Schlund und die Stimmbänder gegen den vielen Speichel zu verschließen, der mit dem ungewöhnlich starken Luftzug in die Kehle gelangt. Da sich bei diesen Vorgängen nun auch noch der Rachenverschluß verengert, die Stimmbänder aber durch das Ankämpfen gegen den Luftzug allmählich erschlaffen, so wird der in Zuckungen geratenden, sich zusammenballenden Zunge das Sprechen erschwert. Sie soll nun ganz hinten im Munde Worte formen, statt vorn unter reger Beteiligung der Lippen.

Bei einigen Stotterern zeigen sich die krampfartigen Erscheinungen nur in der Artikulationsmuskulatur, also bei der Erzeugung von Konsonanten, bei anderen dagegen nur in der Stimmuskulatur, also bei der Bildung der Vokale, und bei anderen nur in der Atmungsmuskulatur, also beim Ein- und Ausatmen. Man unterscheidet: Konsonanten-, Vokal- oder Atmungsstotterer. Sehr häufig jedoch treten in einem Falle die krampfartigen Zuckungen aller drei Muskelgebiete gleichzeitig auf.

Wie das Stottern zustande kommt, ist damit erklärt. Einflüsse, welche störend auf die das Sprechen regelnden Gehirnzellen einwirken, verursachen, daß die willkürliche Beherrschung der erwähnten Muskelgebiete verloren geht. So kann durch starke Gehirnerschütterung eines Kindes, durch Fall, Stoß oder Schlagen an den Kopf veranlaßt, plötzliches Stottern entstehen. Auch verschiedene Kinderkrankheiten können diesen Sprachfehler im Gefolge haben. Nicht selten

trat dieses Leiden nach plötzlichem Schreck oder furchtbarer Angst ein. Lebhaftere und aufgeregtere Kinder ahmen im Verkehr mit Stotterern unwillkürlich deren Sprechweise nach. Ruhige, bedächtige Kinder neigen weniger zum Stottern als leicht erregte und reizbare; besonders ist dies jedoch der Fall bei lebhaften, begabten mit starker Einbildungskraft ausgerüsteten Kindern. Ihre Gedanken entstehen ungemein schnell und verlaufen sprunghaft. Indem sie nun diesen eiligen Ideenfolgen schnell Ausdruck zu geben suchen, versagen oft die Sprechmuskeln, weil sie diese nicht in voller Gewalt haben. Die Folge ist, daß solche Kinder sich beim Sprechen überstürzen, stolpern, stocken, wieder ansetzen und schließlich zu stottern beginnen. Namentlich bei vorschulpflichtigen Kindern beobachtet man häufig diese Erscheinung. Sie ist leicht erklärlich, denn in diesem Lebensalter vollzieht sich die geistige Entwicklung viel schneller als die des Sprechens.

Da die größte Gefahr für die Entstehung des Stotterns im vorschulpflichtigen Alter liegt, so muß hier das Heilverfahren einsetzen, denn wie bei allen Leiden, ist auch in diesem Fall das Verhüten das Wichtigste.

Die Mütter können nicht genug Wert auf sorgfältigste Körperpflege ihrer Kinder legen; ist der Körper gesund und kräftig, dann wird es auch das Gehirn sein, das die Atemungs- und Sprechmuskeln beherrschen soll. Darum lasse man die Kinder so früh und so oft wie möglich in frischer Luft durch Spielen, Laufen und Baden sich gehörig austummeln, um auf diese Weise natürliche Atemungsübungen zu treiben und auf diese kräftigste dem Gehirne Blutnahrung zuzuführen. Empfehlenswert sind tägliche Abreibungen des ganzen Körpers mit zimmerwarmem Wasser, weil dadurch die Herz-

und Lungentätigkeit beschleunigt und der Blutumlauf befördert wird, was zur Kräftigung des Gehirns und aller Muskelgebiete des Sprechens dient.

Dann sollen die Mütter sich häufig davon überzeugen, ob die Sprechwerkzeuge ihrer Kinder gesund und richtig gebaut sind, ob nicht Fehler in der Mundhöhle vorhanden sind, wie zu große Mandeln, Gaumenspalten, angewachsene Zunge, falsche Zahnbildung oder eine Hasenscharte. Da durch derartige Schäden das Stottern gefördert werden kann, muß rechtzeitig der Arzt zu Rate gezogen werden.

Während der Zeit, da die Sprache der Kinder sich entwickelt, vom dritten bis zum siebenten Jahre, ist es den Müttern besonders ans Herz zu legen, äußerst sorgfältig mit ihnen umzugehen. Man spreche den Kleinen alles lautrichtig und langsam vor, unterhalte sich nie mit ihnen in ihrem Kinderkauderwelsch! Sobald die Kleinen zu plaudern beginnen, ist streng darauf zu halten, daß sie lautrichtig und fließend die Wörter sprechen. Gelingt dies nicht, dann spreche man ihnen Wörter oder Sätze so lange mustergültig und langsam vor, bis sie imstande sind, alles ohne Anstoß nachzusprechen, Kinder, die zum hastigen, sich leicht überstürzenden Sprechen neigen, sich zum Atmen kaum Zeit gönnen, dann oft stocken und sich wiederholen, müssen sofort zum langsamen, etwas gedehnten Sprechen und richtigen Atemholen ermahnt werden, da sie sich sonst leicht zum Stottern gewöhnen. Sehr vorsichtig gehe man beim Erlernen von kleinen Versen, Liedern, Gedichten oder Erzählungen zu Werke. Beim Vor- und Nachsprechen halte man strenge auf langsames, deutliches und lautreines Sprechen und gute Betonung. Man darf kein Zerhacken oder Leiern dulden. Sehr

zu empfehlen ist das Singen mit richtiger Atemwendung; es dient einerseits zur Kräftigung der Brustmuskeln und der Lunge, anderseits wirkt es durch die Dehnung der Wörter einer vorhandenen Anlage zum Stottern trefflich entgegen.

Nicht früh genug kann man für kräftige Entwicklung der Brustmuskeln und der Atemwerkzeuge Sorge tragen. Hierzu eignen sich zweckmäßige Turnübungen, vor allem gewisse Freiübungen in überlegter Verbindung mit tiefem Atemholen. Man läßt die Arme langsam seitwärts-aufwärts zur senkrechten Halte heben und dabei tief einatmen, darauf sie wieder langsam senken und ebenso ausatmen. Schwingt man die Arme zur wagrechten Halte vorwärts, dann langsam seitwärts und möglichst weit rückwärts, so soll dies unter fortwährend tiefem Atmen geschehen. Hierauf führt man die Arme wieder langsam nach vorn zur wagrechten Halte und läßt gleichzeitig ebenso ausatmen. Man hebt den linken Arm seitwärts-aufwärts und neigt gleichzeitig den Rumpf nach rechts, atmet dabei tief ein, dann langsam aus; die Uebungen sollen auch entgegengesetzt ausgeführt werden. Uehnliche Arm- und Stabübungen kann man an der Hand eines Turnleitfadens selbst zusammenstellen. Man lasse die einzelnen Uebungen fünfmal machen und übe täglich zwei- bis dreimal je zehn bis fünfzehn Minuten; dabei gewöhne man die Kinder von vornherein an das Seiten- oder Rippenatmen, das heißt Ausdehnung der falschen Rippen weit seitwärts, weil dadurch der Brustkorb sich am meisten weitet und die Lunge viel Luft aufnimmt.

Ist ein Kind ein wirklicher Stotterer, dann hat das eigentliche Heilverfahren einzusetzen, das in einer Reihe verschiedener Teilbehandlungen besteht. Man sorge da-

für, daß keine die Atmungs- und die Halsmuskeln einengende Kleidung getragen wird. Alles ist zu vermeiden, was seelische Aufregung hervorrufen könnte, wie starke Einschüchterung oder Einjagen von Angst. Manchmal haben kleine Kinder etwas erlebt, das sie heftig erregte, und wollen dies den Müttern erzählen. In solchem Falle müssen die Mütter strenge darauf achten, daß die Kinder sich erst beruhigen und sammeln und dann langsam und ohne Stockungen berichten.

Gewöhnlich sind Stotterer niedergeschlagen, schämen sich ihres Leidens und stehen unter einem seelischen Druck; darum ist viel zu gewinnen, wenn man auf die gestörte Gemütsstimmung einzuwirken vermag. Dies erreicht man durch liebevolle Behandlung, durch frischen, heiteren und zwanglosen Verkehr. Nie darf man die stockende, stotternde Ausdrucksweise tadeln oder sie gar nachäffen, vielmehr suche man die Niedergeschlagenen aufzurichten und ihnen Mut einzulößen, indem man ihnen in ruhigem und langsamem Sprechtone vorstellt, daß sie durch gewisse Uebungen und unter Beachten bestimmter Regeln geheilt werden und ebensogut sprechen lernen können wie sprachgesunde Menschen.

Ist der Stotterer soweit gelangt, daß er genügend Selbstvertrauen und die Einsicht von Gefundung gewonnen hat, dann muß eine Reihe von Uebungen folgen, die alle darauf abzielen, den Stotterer zum Beherrscher seiner Sprachnerven und Sprachmuskeln zu machen, so daß nirgends mehr ein Krampf entsteht. Zunächst sorge man für gründliche Beseitigung der unnötigen Mitbewegungen wie Kopfnicken, Schulterziehen oder sonstige Körperbewegungen, die ungewollt und unbewußt geschehen. Man lasse sie auf einen leisen Befehl vom Stotterer längere Zeit willkürlich und vollbewußt aus-

führen, damit er lerne, die in Betracht kommenden Muskeln gänzlich unter seinen Willen zu stellen, so daß er schließlich die störenden Begleitbewegungen völlig bewußt zu unterdrücken vermag.

Dann gilt es, die Brustmuskeln zu kräftigen. Zu diesem Zweck läßt man ihn die oben bezeichneten Freiübungen zwei- bis dreimal täglich im Freien oder in einem luftreinen Raume ausführen.

Danach muß das richtige Atmen beim Sprechen oder Lesen erlernt werden. Die Stotterer sind Falschatmer. Während der sprachgesunde Mensch beim Sprechen kaum bemerkbar atmet, vollzieht sich das Atmen des Stotterers nicht selten sogar krampfartig, geräuschvoll und unter großer Anstrengung. Entweder nimmt er durch seine schnappenden Bewegungen zu wenig Luft ein, oder er hemmt den auszuatmenden Luftstrom durch krampfartige Einschnürung des Kehlkopfes, oder er kann nicht haushälterisch genug mit der eingeatmeten Luft umgehen, sondern stößt gleich nach dem Einatmen alle Luft wieder aus.

Um ihn zum richtigen Ein- und Ausatmen zu befähigen, lasse man ihn die turnerische Straffhaltung einnehmen und alles vermeiden, was eine Einengung des Kehlkopfes oder des Brustkastens verursachen könnte, wie gebeugte Haltung, Druck ausübende Kleidungsstücke. Jetzt fordere man ihn dazu auf, den Mund so zu öffnen, als ob er a singen wolle, wobei er auf keinen Fall die Zungenspitze gegenstemmen darf, da sonst ein hindernder Druck auf den Kehlkopf ausgeübt wird. Auf den Befehl „eins!“ muß er dann unter gleichzeitigem Seitwärtschwingen der Arme zur wagrechten Halte — aber ja ohne Schultererheben — schnell und tief einatmen und sofort, also pausenlos, auf den gedehnten Befehl „zwei“

die Luft beim Senken der Arme langsam und stockungslos ausströmen lassen, und zwar unhörbar. Ist der Stotterer durch häufige Wiederholung hierzu befähigt, so muß er das richtige Atemhalten üben. Zu diesem Zweck erfolgt nach dem Befehl „eins“ eine kurze Pause. Kann er diese Atemungsweise befriedigend ausführen, dann muß er versuchen, die Luft in mehreren Absätzen nacheinander einzuatmen, ohne inzwischens auszuatmen. Dabei zähle man „eins!“, „zwei!“, „drei!“, „vier!“ und lasse ihn die Arme seitwärts-aufwärts in vier Absätzen heben. Zum Schluß muß er die eingeatmete Luft einen Augenblick anhalten, um sie dann unter Armsenken in ähnlicher Weise auszuatmen. Diese Atemübungen sind für den Stotterer deshalb wertvoll, weil er so lernt, mit der eingeatmeten Luft haushälterisch umzugehen; darum müssen sie täglich zwei- bis dreimal zu je fünf Minuten so lange vorgenommen werden, bis er seine Atmungsmuskeln vollends beherrscht.

Die folgende Uebungsreihe dient zur Schulung der Stimmuskeln. Zur Bildung der Stimme sind im Kehlkopfe drei Muskelpaare tätig, die nacheinander den Hauch-, den Flüster- und den Stimmton erzeugen. Der Stotterer aber beherrscht sie nicht so, daß er sie sofort alle drei bewegen kann. Er muß erst die Paare der Reihe nach spannen und so die Töne einzeln erzeugen lernen, um endlich alle Paare gleichzeitig unwillkürlich zu beherrschen.

Zuerst ist der Hauchton zu üben. Man lasse den Stotterer in der vorhin geschilderten Weise einatmen und darauf den Luftstrom leise und gleichmäßig aushauchen. Dabei empfiehlt es sich, den leisen Hauchlaut mit den Vokalen der Reihe nach zu verbinden (ha, ho, hu usw.).

Gelingt dies, dann kommt der Flüsterton an die

Reihe. Der Stotterer hat nur nach und nach den Hauchton so zu verstärken, daß ein deutliches Flüstern vernehmbar wird. Das Flüstern ist übrigens für alle Stotterer zu empfehlen, weil die Sprachstörung hierbei fast nie zutage tritt.

Endlich gilt es, den Stimmtton zu erzeugen. Das geschieht, indem der Stotterer den Flüsterton so lange verstärkt, bis er in den leisen Stimmtton übergeht. Dabei verbinde er den Laut ebenfalls mit den Vokalen und spreche gedehnt. Nach und nach muß er dann den Ton verstärken lernen.

Kann er ohne Stockung aus dem Hauch- in den Flüsterton und aus diesem in den Stimmtton übergehen, so muß er üben, sofort in den Stimmtton einzufallen. Dies wird so geübt, daß er eine Reihe von Wörtern, die mit h anfangen, wie Hahn, hohl, Hut, sehr gedehnt spricht. Durch Fragen gewöhne man ihn daran, diese Wörter in kleinen Sätzen anzuwenden; dabei muß er die beiden Anfangswörter leise und gedehnt sprechen.

Die folgenden Uebungen sollen den Stotterer befähigen, seine Artikulationsmuskeln zu beherrschen, so daß er ohne weiteres den Stimmeinsatz findet, also natürlich zu sprechen und zu lesen lernt. Zunächst übe man wie beim Singen den leisen Stimmeinsatz. Man lasse ihn wieder tief einatmen und dann eine Reihe von Wörtern, die mit einem Vokal anfangen wie Aal, Ohr, Uhr, leise und stark gedehnt sprechen. Endlich gehe man zum harten Stimmeinsatz über, indem man nach dem üblichen Einatmen den Stotterer Wörter, die mit einem oder mehreren Konsonanten beginnen, wie Mutter, Boot, Straße, sprechen oder lesen läßt. Hier zeigt sich die größte Schwierigkeit, da er scheinbar über den Anfangslaut stolpert. Er vermag nicht ohne weiteres

in den Vokal hinüberzugleiten; daher gewöhne man ihn daran, stets sein Augenmerk nur auf die Vokale zu richten, diese lange anhalten und über die Konsonanten leicht hinweghüpfen. Zu diesem Zweck schreibe man eine Reihe von Wörtern auf, in denen der Vokal durch Druck sich hervorhebt und dessen Dehnung durch einen Gedankenstrich angedeutet ist, zum Beispiel Mu—tter, Boo—t, Stra—ße.

Man versäume auch bei dieser Uebung nicht das Anwenden der Wörter in Sätzen; großer Wert ist auf vielseitiges Sprechen von Sätzen zu legen, wobei nach dem Einatmen stets die beiden ersten Wörter leise und gedehnt, die übrigen im gewöhnlichen Ton zu sprechen oder lesen sind. Eine gute Stütze bildet das Mitsprechen oder Mitlesen eines Sprachgesunden. Zur weiteren Uebung empfiehlt sich langsames, nicht zu lautes Lesen, mitunter im Flüsterton, Vortragen kleiner Sachen, vor allem das Singen mit oder ohne Begleitung.

Wenn der Stotterer so längere Zeit täglich übt und die gegebenen Winke — erst sich besinnen und sammeln, darauf tief einatmen, dann leise beginnend die Anfangswörter stark dehnen — stets berücksichtigt, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben, um so mehr, wenn man ihn liebevoll behandelt, ihm alle Befangenheit nimmt und Selbstvertrauen einflößt.



Über Gifte, Zauberer, Wahrsagerinnen und Giftmörderinnen

Von Edmund Tezloff

I.

Im Laufe der Zeiten ist es nicht selten geschehen, daß durch neue Entdeckungen oder Erfindungen bis dahin gebräuchliche Dinge verschiedenster Art völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind. Wer unter uns wäre wohl heute noch imstande, mit einem Stückchen Feldspat, einem Stahl und Brennschwamm ein glimmendes Fünkchen zu erzeugen und daran einen Span oder einen Schwefelfaden zur Flamme zu entzünden? Und doch ist diese Art der Feuererzeugung unseren Großeltern als die bequemste erschienen. Welch großer Fortschritt deuchte ihnen dann das Schwefelholz, dessen Gebrauch durch die Bevorzugung der „schwedischn“ Streichhölzer bei uns schon vor Jahren stark in Abnahme begriffen war. Wer könnte sich heute noch aus einem Gänsekiel eine brauchbare Schreibfeder herstellen? Durch die Erfindung der Stahlfeder ging diese Fertigkeit verloren. Ein Sprichwort sagt: „Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Durch jede wirkliche Verbesserung wird scheinbar Vollkommenes und als geradezu unentbehrlich Geschätztes immer wieder verdrängt werden, und die Folge davon ist, daß bei den späten Nachkommen sogar die Erinnerung an Dinge völlig verloren geht, die einst notwendige Gegenstände des täglichen Gebrauches gewesen sind.

Wer möchte glauben, daß im mittleren Europa des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts in einigen Gegenden noch vergiftete Jagd- und sogar Kriegswaffen verwendet wurden? Vergiftete Waffen — Giftpfeile — vom Bogen oder der Armbrust abzuschnelles,

war da und dort lange nach der Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen üblich. Erst durch die allgemeine Verwendung der Schußwaffen wurde der mit Gift getränkte Pfeil verdrängt. Die gut gezielte, tödlich treffende Kugel zeigte sich als das überlegene und darum bevorzugte Geschöß; so kamen Bogen und Armbrust allmählich außer Gebrauch, und mit der Zeit erlosch auch die letzte Erinnerung an die einst weit verbreitete Vergiftung der Wurfspeere und Pfeile.

Der 594 gestorbene Bischof Gregor von Tours schilderte in seiner Geschichte Frankreichs einen Kampf, der im Jahre 338 stattgefunden hat, in welchem die Franken ganz nach Art jetzt lebender außereuropäischer Wilden mit vergifteten Pfeilen aus dem Walde, in dem sie sich verschanzt hatten, auf die Legionäre des römischen Feldherrn Quintinus schossen. Dieser Kampf fand einige Tagemärsche von Köln entfernt statt. Nach Aufzeichnungen des Geschichtschreibers Sulpicius Alexander berichtete darüber Gregor: „Am Waldrande erschienen einige dünngesäte Feinde auf zu Haufen getürmten Baumstämmen und schleuderten von da aus, wie von den Zinnen eines Turmes und als wenn sie mit Kriegsmaschinen versehen gewesen wären, Pfeile, die sie in den Saft giftiger Kräuter getaucht hatten, so daß, wenn die Haut auch nur geritzt wurde oder Körperstellen getroffen wurden, deren Verwundungen sonst ungefährlich sind, dennoch ein sicherer Tod die Folge war.“ Diese Kampfweise wurde durch das Salische Recht, die gegen Ende des fünften Jahrhunderts entstandene älteste germanische Gesetzsammlung, bei hoher Strafe verboten; kein Franke sollte sich vergifteter Pfeile gegen den anderen bedienen. Fremden und dem Feinde gegenüber blieb die Anwendung er-

laubt. Später wurde die Verwendung von Giftpfeilen durch gesetzliche Bestimmungen immer mehr eingeengt und sogar auf die Jagd bestimmter Tiere zu beschränken gesucht. Im Jahre 1241 erschien ein von dem deutschen Kaiser Friedrich II. für Sizilien verordnetes Medizinalgesetz, wonach jede Anwendung, ja sogar der Besitz von Pfeilgift verboten wurde. Einer der Paragraphen lautete: „Wer Pfeilgift oder sonst schädliches Gift, welches zum Arzneigebrauch weder nützlich noch notwendig ist, geführt oder verkauft hat, soll gehenkt werden.“ In Frankreich handhabte man die Beschränkungen weitherziger; in der Umgegend von Marseille durften Pfeilgifte noch in späteren Jahrhunderten auf der Jagd ungehindert im Gebrauch bleiben. In seiner Geschichte von Marseille schreibt A. de Ruffi: „Ich habe Aktenstücke gesehen, welche mir bewiesen, daß der Landvogt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erlaubte, Rehe, Hirsche und Eber mit dem Giftpfeil zu jagen.“

Am längsten erhielt sich nach der Entdeckung des Schießpulvers die Kenntniss der Gewinnung und Anwendung der Pfeilgifte in den weltentlegenen, verborgenen Alpentälern; dort stellten Bären-, Gemsen- und Steinbockjäger noch bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein dem Wilde mit Giftpfeilen nach. Der 1565 verstorbene Naturforscher Konrad Gesner berichtete aus eigener Anschauung, daß die Alpenbewohner bestimmte Wurzelknollen einsammelten, um mit dem Saft dieser Pflanzenteile ihre Pfeile zu vergiften. Man verwahrte den eingedickten, tödlich wirkenden Stoff in Rauhörnern. Merkwürdigerweise vergewisserten sich diese Giftköche durch einen Tierversuch über die Güte ihres lebenszerstörenden Mittels. Mit einer Nadel, die

damit bestrichen wurde, verwundeten sie einen Frosch; wenn das Gift die richtige Beschaffenheit haben sollte, mußte das Versuchsgeschöpf fast unmittelbar erliegen. Matthias Lobel, fürstlicher Leibarzt und Botaniker, der 1616 im Alter von achtundsiebzig Jahren starb, schrieb: „Bei den Waldensern brauchen seit lange wie auch jetzt noch viele andere Jäger zur Erlegung des Wildes auf die Waffenspitzen gestrichene giftige Pflanzensäfte, wodurch den davon getroffenen Tieren ein schnelles und sicheres Verderben bereitet wird.“ Er gibt an, daß man den im Frühjahr aus Pflanzenteilen gepreßten Saft in kleine Blasen, Rinderhufe oder Hörner füllte und auf die nächsten Märkte schickte, „woselbst ihn die Jäger für das Weidmannsbedürfnis des Jahres einkaufen“. Demnach wurde an der Grenze der Schweiz noch im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts förmlicher Handel mit Pfeilgiften getrieben. Durch Erfahrung, die auf ein hohes Alter zurückreicht, war den Menschen bekannt, daß man das Fleisch der mit gewissen Stoffen vergifteten Tiere unbedenklich genießen könne. Konrad Gesner betont, daß Pfeilgifte „nur dem Blute schädlich, in den Magen gelangt, aber ohne üble Wirkung seien“.

Im Laufe der Geschichte erhielt sich demnach der Gebrauch vergifteter Waffen am längsten bei den Jägern, und diese Bewohner der sie umgebenden Kulturwelt verharrten damit in Anschauungen und Gewohnheiten, die einst den sogenannten Wilden fast aller Weltteile eigentümlich gewesen sind. Beobachtungen und Erfahrungen, die spätere Weltreisende über diese Dinge bei fremden Völkern machten, riefen zu einer Zeit, als sie bei uns bekannt wurden, allgemeines Erstaunen in der gesitteten Welt hervor, während sie doch

in entlegenen Gegenden Europas noch unvergessen im Schwange waren. Als im Jahre 1595 Walter Raleigh, der Eroberer Virginians, die erste Kunde und Proben eines Giftes unbekanntem Ursprungs, dessen sich die amerikanischen Indianer auf der Jagd und im Kriege bedienten, nach Europa brachte, war die Überraschung über den bei uns unerhörten, in Wahrheit aber nur bei den Gebildeten der Zeit in Vergessenheit geratenen Gebrauch allgemein.

In vorgeschichtlicher Zeit, da die Menschen ihr Leben im Kampf gegen reißende Tiere mit allen Mitteln zu schützen und zu verteidigen suchten, ist auch die Gefährlichkeit der Schlangen und ihres zu fürchtenden Bisses erkannt worden. Da ferner nach dem Genuß von Wurzeln gewisser Pflanzen, die sie für bekömmliche Nahrungsmittel ansahen, zahllose Menschen starben, stellte sich durch diese Erfahrung die Gewißheit ein, daß auch sie tödlich wirkende Stoffe enthielten. Daß die Schlange zum Sinnbild des Bösen fast auf dem gesamten Erdkreis geworden ist, läßt sich demnach leicht begreifen. In der Erzählung von der Schlange des Paradieses spiegelt sich allerdings eine höhere Auffassung dieses heimtückisch zur Sünde verlockenden, verderbenbringenden Geschöpfes wieder, und doch ist damit auch noch der Gedanke an den Tod verknüpft. Nach dem Sinn der biblischen Schilderung mußten die Menschen ja erst dann sterben, nachdem sie aus dem Garten Eden auf ewig verstoßen worden waren. Wenn auch nicht unmittelbar durch die Verlockung des teuflischen Geschöpfes kam doch in engem Zusammenhang der Schuldverknüpfung mit ihm der Tod erst in die Welt. In gewissem Sinne erscheint die Schlange unter dem Baum in der Mitte des Paradieses als die geschworene Feindin der Menschen.

In tropischen Ländern lernten die Menschen auch noch den Biß oder Stich anderer Geschöpfe fürchten; neben den Schlangen war es vor allem der spitze Stachel des Skorpions, dessen gefährliche Verletzungen als bedenklich erkannt wurden. Zahllos sind die alten Schilderungen über dieses, dem „Abgrund der Hölle“ entstammende, scheußlich aussehende, stachel- und scherenbewehrte Wesen, das gleichfalls zum Sinnbild alles Grauensollen und Bösen geworden ist. Am Ende der Welt sollen die Sünder gepeinigt werden mit Schlangen und Skorpionen, heißt es in der Offenbarung des Johannes. In der Mythologie der Babylonier bewachte ein höchst grauenvolles Skorpionriesenpaar den Eingang zur Unterwelt und den „Kammern des Todes“. Eines der Tierkreisbilder des gestirnten Himmels führt den Namen des Skorpions; seinen höchsten Stand hat dies Sterngebilde zur schlechten Zeit des herbstlichen Überganges, der „bösen Jahreshälfte“, in der die Menschen ferner Jahrtausende und Zonen den meisten Erkrankungen ausgesetzt waren. Als Zeichen der Vernichtung der Lebenskraft galt dieses Sternbild in der Alten Welt. Trat die Sonne in dieses Tierkreiszeichen, so ging sie den Winterweg; ihr Licht und ihre Wärme erloschen allmählich; bildlich gesprochen siechte sie dahin. Symbolisch drückte man dies in Erzählungen aus; der Sonnengott sei durch den Stich des Skorpions um seine Kraft gebracht worden und müsse sterben. In diesen alten Auffassungen von Siechtum und Tod spiegeln sich uralte Beobachtungen und Erfahrungen über giftbewehrte Tiere wieder. Der Naturmensch der fernsten Vorzeit hatte die Idee, Pfeile zu vergiften, aus der Beobachtung der giftigen Schlangen und Insekten und der Wirkung der durch sie verursachten Verletzungen

geschöpft. Mit Recht hat man behauptet, daß es ihm an keinem Ort der Welt entgehen konnte, daß die unbedeutenden Wunden, welche durch den Biß oder Stich dieser Wesen bei Menschen und Tieren hervorgerufen werden, in der Folge nur deshalb tödlich wirkten, weil ein fremder Stoff — ein Blutgift — in die Wunde gelangt.

Von Natur aus besitzt der Mensch keine besonderen Verteidigungsmittel; nackt, nur mit Nägeln an den Fingern und einem Gebiß, das dem der gefährlichsten seiner tierischen Feinde nicht zu vergleichen ist, stand er in der Welt und mußte versuchen, sich in ihren Fährlichkeiten zu behaupten; im vollen Sinne des Wortes war ihm beschieden, den Kampf auf Leben und Tod mit weit überlegenen wilden Bestien zu bestehen. Erst durch den Gebrauch und die langsam fortschreitende Bervollkommnung künstlich hergestellter Waffen verringerte sich die Aufbietung gewaltiger Muskelkraft und Behendigkeit. Je unvollkommener indes die Angriffsmittel des Urmenschen gewesen sind, um so heftiger mußte er die ihm an Stärke überlegenen Tiere und vor allem die Schlangen um ihrer Giftwaffen willen beneiden und den zehrenden Wunsch hegen, ähnliche, leicht tödlich wirkende Stoffe handhaben zu lernen. Man darf annehmen, daß zuerst ausgebrochene Giftzähne der getöteten Schlangen als Giftpfeilspitzen gebraucht worden sind. Es gibt alte Schilderungen, in denen berichtet wird, daß man Waffen durch Bestreichen mit Schlangengift zu tödlichen Werkzeugen gemacht habe; auch ist überliefert worden, die Menschen hätten den Gebrauch vergifteter Waffen den Wespen abgelauscht; um das Jahr 200 nach Christus behauptete der Römer Alian, diese Insekten machten sich, sobald

sie eine tote Schlange fänden, darüber her und vergifteten ihre Stacheln daran. Wenn dies auch eine Fabel ist, so enthält diese Angabe doch den Hinweis, wie der Mensch dazu kam, das Gift der Schlange zu benützen. Wir wenden heute noch die sehr alte Redensart an, daß ein in höchste Wut und Zorn geratener Mensch „Gift und Galle“ speie. Hinter dieser eigenartigen Nebeneinanderstellung verbirgt sich ein Erklärungsversuch über die Herkunft des Schlangengiftes. Die Griechen nahmen an, das Gift der Schlangen käme aus der Galle dieser Reptilien, und von dort aus fände es seinen Abfluß in die Giftzähne. So soll Herakles seine Pfeile in die Galle der von ihm erlegten lernaïschen Schlange getaucht haben.

Der im Jahre 322 vor Christus gestorbene griechische Philosoph Aristoteles schrieb: „Das Gift der Szythen — im Norden Europas wohnende wilde Völker jener Zeit —, mit dem sie ihre Pfeile vergiften, wird aus der Viper bereitet. Sie fangen Vipern und lassen diese Tiere mehrere Tage hindurch faulen und zerfließen; ferner graben sie das Blut eines Menschen in einem bedeckten Topfe in Mist. Wenn das Blut gut durchgefäult ist, nehmen sie die darüber stehende wässerige Flüssigkeit und mischen diese mit dem Schleim der Viper, worauf das tödliche Gift fertig ist.“ Wenn die alten Schriftsteller behaupten, daß dieses Gift, tierischen Organismen beigebracht, „auf der Stelle“ tödlich wirke, so ist dies starke Übertreibung. Durch Fäulnis entstandene septische Gifte (Sepsis, griechisch = Fäulnis) führen erst nach vorausgegangenem Siechtum langsam, und zwar auch bei ganz leichten Verwundungen, zum Tode. Nach Carus Sterne ist die Kenntnis der Fäulnisgifte bei heute lebenden Natur-

völkern ziemlich verbreitet. Die Australier bestreichen Knochensplitter mit Leichenjauche, um damit die Haut ihrer Feinde zu ritzen. Kolumbische Goajiroindianer lassen Schlangen, Kröten, Eidechsen, Skorpione und Gift absondernde Spinnen miteinander faulen und tauchen ihre Pfeile in den daraus entstandenen Brei. Durch einen Überzug der todbringenden Waffen bleibt die Wirksamkeit dieses gefährlichen Stoffes gegen Witterungseinflüsse monatelang geschützt. Der Tod eines verletzten Menschen erfolgt — wenn nichts dagegen geschieht — in drei bis zwölf Tagen. Immer wieder findet man die Schlange bei der Erzeugung solcher Stoffe beteiligt. So lassen nordamerikanische Indianer Pferde- oder Büffel Fleisch faulen und Klapperschlangen in das Fleisch beißen, ehe es dem Fäulnisvorgang ausgesetzt wird; in amerikanischen Pfeilgiften, die auf ähnliche Weise und mit Hinzufügung giftiger Pflanzensäfte hergestellt wurden, fanden sich auch Zähne von Giftschlangen. Und fast überall auf der Erde spielte die Schlange bei der Bereitung tödlich wirkender Stoffe eine bestimmte Rolle. Und zwar ist dies auch dann noch der Fall, wenn diese gefährlichen Stoffe aus anderen organischen und pflanzlichen Substanzen gewonnen werden; die Erinnerung an die urtümliche Lehrmeisterin blieb da und dort mehr oder weniger deutlich erhalten. Die Singhalesen hängen ihre gefürchtetsten Schlangen am Schwanz über dem Giftkessel — einem Menschenschädel — auf und machen Einschnitte in ihren Kopf, durch welche ihrer Meinung nach das Gift herabfließt. Da man indes auch völlig harmlose Geschöpfe für giftig gehalten hat und noch hält, werden bei den Singhalesen auch große Eidechsen von drei Seiten gegen das Feuer gesetzt, ihre Köpfe

gegen die Blut gerichtet und in einer bestimmt gewählten Stellung festgebunden. Mit Schlägen und Drangsalen aller Art grausam gequält, beginnen sie in der Hitze zu speicheln; man sammelt diesen angeblich giftigen Geißer sorgsam und setzt ihn dem Kochenden Brei zu.

Zur Jagd brauchbare, also rasch wirkende Gifte wurden indes erst durch die Verwendung pflanzlicher Stoffe gewonnen, die in gemäßigten Zonen sich allerdings ebenso fanden wie in den tropischen Ländern; als dies: durch Weltreisende in Europa bekannt wurden, war der Gebrauch einheimischer Blutgifte bereits mehr oder weniger am Erlöschen. Wenigstens zu Jagdzwecken. Um das zu verstehen, muß daran erinnert werden, daß die einst zur Jagd verwendeten „Blutgifte“, in den Magen aufgenommen, unschädlich gewesen sind. Man konnte die einst zur Waffenvergiftung vor der Anwendung des Schießpulvers benützten Pflanzen darum so völlig vergessen, weil sie meistens im Magen unschädlich sind — denn im anderen Falle würden sie ja zum Teil das Wildbret ungenießbar gemacht haben —, während die Volksbotanik sich heute doch mit gutem Grunde nur noch um solche Giftpflanzen kümmert, die nicht schädlich im Blut wirken, sondern vom Magen aus vergiften. Durch wissenschaftliche Untersuchungen fand man in neuerer Zeit in zwei für völlig unschuldig gehaltenen Feldpflanzen Giftstoffe, deren Extrakte ähnlich dem so gefürchteten amerikanischen Pfeilgift, dem Curare, wirken, wenn auch nicht in so erhöhtem Maße. Als die Eingeborenen Borneos um 1880 in Kämpfen mit den Holländern Giftpfeile verschossen, gab man den Soldaten den Rat, einen Kreuzschnitt über die Wunde zu machen, um sie

bis zur Herbeischaffung und Ansetzung von Schröpfköpfen mit dem Munde auszusaugen. Auf diese Weise wurden die meisten verwundeten Soldaten von dem ihnen sonst sicher drohenden Tode errettet.

Aufklärende Beziehungen enthalten auch noch jene Bezeichnungen, die, von den Griechen übernommen, zur Benennung der Gifte und zum Namen der Wissenschaft von der Giftlehre gebraucht worden sind. In dem ältesten auf uns gekommenen Werke über „Gifte und Gegengifte“, beschrieb Nikander von Colophon die Wirkung eines Toxicon genannten Stoffes, den die Völker am Euphrat zur Vergiftung ihrer Pfeilspitzen verwendeten. Später nannte man alle Gifte Toxikon, und die Giftlehre führt heute noch die wissenschaftliche Benennung Toxikologie. Alte Sprachkenner gaben schon die richtige sprachliche Ableitung dieser Worte. „Toxicon,“ schrieb Dioskorides, „ist es deshalb genannt, weil die Pfeile — griechisch toxon — von den Barbaren damit beschmiert wurden.“ Ursprünglich hieß aber toxon der — Bogen, mit welchem man die Pfeile abschöß, und toxeuo „mit dem Bogen schießen“. Dies ist eines der vielen merkwürdigen Beispiele der Übertragung der Namen auf ganz verschiedene Dinge, denn Toxikologie würde demnach streng genommen nicht Lehre von den Giften, sondern die Wissenschaft vom — Bogenschießen bedeuten. Hierher gehört auch folgendes. Die alten Gallier gewannen einen giftigen Saft aus einer Pflanze, deren Name Aconitum nahe mit den griechischen Bezeichnungen des Wurfspeeres — akon oder akontion — zusammenklingt, so daß an einen ähnlichen Zusammenhang, wie zwischen toxon und toxicon zu denken ist, also an einen vergifteten Speer. Demnach wird auch durch die Namengebung

ein uralter Zusammenhang zwischen Waffe und Gift bestätigt, ja man vermöchte daraus auf das einstige Vorhandensein und den Gebrauch von Pfeilgiften mit Sicherheit auch dann zu schließen, wenn dies nicht durch schriftliche Überlieferung genugsam bestätigt wäre. So nennen wir heute die Stahlschreibfeder kurzweg Feder; eine Bezeichnung, die von den aus Vogelsflügeln stammenden Federn, aus denen man früher Schreibwerkzeuge herstellte, auf ein Stahlerzeugnis übertragen worden ist. Der Bleistift enthält in Holz gefaßten Graphit; da man vor der Verwendung dieses Stoffes mineralisches weiches Blei zum Schreiben und Zeichnen benützte, ging die Benennung Bleistift auf den Graphitstift über, wie wir sinngemäß sagen sollten.

Durch mitteleuropäische, geschichtliche Überlieferungen steht fest, daß die früheren Bewohner der alten Kulturwelt mit dem Gebrauch vergifteter Waffen auf der Stufe der wilden Völker standen. Man darf nach Vergleichen mit jetzt lebenden Wilden für jene nicht allzufernen Zeiten den Schluß ziehen, daß solche tückischen Mittel nicht nur bei der Jagd auf Tiere ihre verhängnisvolle Rolle spielten, man wird sie auch im Kampfe gegen Artgenossen gebraucht haben. Wenn die heute lebenden Antisanerinnen ihrer Männer überdrüssig werden, bringen sie ihnen heimlich ein Getränk von Floripondio bei, den Absud einer Pflanzenwurzel. Verfällt der Vergiftete durch die Einwirkung dieses Mittels dem Blödsinn, so schreitet die Frau zur zweiten Ehe. Die grenzenlos rachsüchtigen Karaiiben rotten ganze Familien aus; der „Bluträcher“, der Kanaima, bedient sich dabei heimtückischerweise der Gifte und der vergifteten Pfeile. Hermann Wissmann berichtet in seinem Werk „Im Innern Afrikas“, daß die Eingeborenen

abgebrochene, vergiftete Holzpfeile in einen schmalen Pfad steckten; diese gefährlichen Spitzen waren in dem meterhohen Gras, das über dem Weg hing, nicht zu sehen. Mehrere seiner Leute verletzten sich an ihren nackten Füßen und mußten behandelt werden, um ohne Schaden davonzukommen. Lovett Cameron lernte in Afrika Gifte der dortigen Elefantenjäger kennen, die von außerordentlich gefährlicher Wirkung waren. Die Neger trugen ihre Pfeile zur Verhütung von Unfällen sorgfältig in Bananenblätter gewickelt; den Giftvorrat führten sie in Kürbisflaschen mit sich.

Das Vergiften geschah im alten Orient häufig; Sklavinnen wurden dort zu „Giftmädchen“ durch langsame, stufenweise Gewöhnung an gewisse Gifte, ausgebildet. Man verwendete sie dazu, um möglicherweise gefahrbringende Speisen und Getränke vorzukosten. Die Kalifen späterer Zeit hielten sich eigene Giftmischer und Meuchelmörder für ihre persönliche Rache; diese, die ihre Gifte mit Honig vermengt ihren Opfern beibrachten, stützten sich auf den Koranvers: „Gott hat Hilfsheere im Honig“, der den Mord mit vergiftetem Honig zu religiösen Zwecken erlaubt.

II.

Nachdenklich vermag die Tatsache zu stimmen, daß sich weder bei griechischen noch römischen Schriftstellern Klagen darüber finden, daß sich die damals von ihnen Barbaren genannten Völker und Stämme im Kriege der Giftpfeile gegen sie bedient hätten. Dies ist um so auffälliger, als mehrere alte Geschichtschreiber berichteten, daß zu den Zeiten des Domitian — gestorben im Jahre 96 nach Christus — und hundert Jahre später unter Commodus, die von den Barbaren er-

lernten Jagdkünste bei römischen Meuchelmördern Eingang fanden, und daß diese ihre Opfer durch Verletzung mit Giftnadeln getötet hätten. Damit ist die Kenntnis und der Gebrauch der Blutgifte abermals bestätigt. Dieselben Barbaren, die demnach Gifte bei der Jagd benützten, scheinen doch in der Zivilisation schon so hoch gestanden zu sein und zu viel auf persönlichen Mut und Tapferkeit gehalten zu haben, um eine solche heimtückische Waffe im offenen Männerkampfe noch brauchen zu mögen. Der griechische Odysseus holte für sich und seine Genossen in Ephyra „männermordenden Saft, daß er mit solchem sich die ehernen Pfeile vergiftete“; aber in geschichtlichen Zeiten verwendeten auch die Griechen im offenen Kampfe keine vergifteten Waffen mehr, so große Vorteile mit deren Gebrauch auch verbunden sind. Daß man sich des Giftes zu Hinrichtungen in der Alten Welt bediente, gehört nicht in diesen Kreis, denn die Verabreichung des Schierlingstrankes geschah nicht heimlich. Alian pries ohne Scheu die Wirkung der Gifte, weil man die Menschen dadurch vom Leben zum Tode bringen könne, ohne die Strafe durch körperliche Qualen verschärfen zu müssen. Erst in späterer Zeit empfand man es in der Rechtspflege als unwürdig, in der leisesten Verbindung mit dem Giftmord, als dem verabscheuungswertesten und gemeinsten aller Verbrechen zu stehen. Es macht den zur hohen Gewißheit sich verstärkenden Eindruck, als ob mit der beginnenden Erziehung, dem Heranwachsen reinerer Sitte der mannhafte Stolz der Menschen sich dagegen aufgelehnt habe, mit seiner geschworenen Feindin, der Schlange, irgend etwas gemein zu haben. Um so denkwürdiger wirkt diese Tatsache auch deshalb, weil späterhin in der Verwendung heim-

tückisch und hinterlistig beigebrachter Gifte meist nicht die Männer, sondern Frauen die grauenhaftesten Verbrecherinnen gewesen sind. Ja, es ist oft festgestellt worden, daß Männer, die als Giftmörder verurteilt werden mußten, in auffälligster Weise in ihrem ganzen Gebaren an verworfene Frauen gemahnten. Und von keinem Manne sind zu keiner Zeit und bei keinem Volke so gehäufte Giftmorde bekannt geworden, als dies für das schwache Geschlecht leider in gräßlicher Weise bezeugt ist.

So starben im Jahre 423 nach der Erbauung Roms zahlreiche Männer eines plötzlichen Todes. Nach gewissenhaften Nachforschungen ergab sich, daß unter den Frauen der Stadt zahllose Giftmischerinnen ihr verruchtes, lichtscheues Gewerbe trieben. Zum erstenmal in der Geschichte entstand in dieser Zeit des Schreckens ein Gesetz gegen den Giftmord. Es kam zu spät für die lasterhaft gewordene, in allen Schichten von unten bis oben gleich verrottete und tief entsittlichte, verderbte Gesellschaft. Unter den Namen der damaligen größten Giftmörderinnen des Altertums erhielten sich als die fluchbeladensten jene der Freundinnen Neros, Locustia, Agrippina, Messalina und der nicht weniger Entsetzen und Abscheu erregenden Poppäa Sabina.

Man ist angesichts solcher Frauenverbrechen geneigt, Vergleiche mit dem Menschen der Urzeit zu ziehen, der gegen Tiere, die ihm an Stärke überlegen waren, zu heimtückisch und hinterhältig anwendbaren Giftwaffen griff. Auch die Frau ist zu schwach für den Aufwand körperlicher Kräfte, sie findet nur höchst selten den Mut, offen zu irgend einer Waffe zu greifen. Wenn sie einmal entschlossen ist zu töten, ist sie ihrer Natur nach auf Anwendung nicht gewaltsamer, persönliche

Entschlossenheit, Kraft und Gewandtheit erfordernder Mittel, sondern auf heimlich beizubringende Tränke und Speisen, denen Gift beigemischt ist, angewiesen. Feigheit bestimmt sie dazu und nicht zuletzt ein gewisses Maß von Sicherheit, das durch die Wirkungsweise einzelner Gifte gegeben ist, die keine oder doch nur geringe, leicht übersehbare äußerliche Veränderungen an den meuchlings hingemordeten Opfern gewahren lassen. Verführerisch auf körperlich schwache Naturen wirkt auch die geringe Menge, die nötig ist, um ein Opfer zu töten, und die an das Wunderbare grenzende vernichtende Wirkung dieser oft kaum nennenswerten Massen. Dazu gesellt sich noch das Verführerische an der Vernichtung eines Menschenlebens durch Gifte, daß dies geschehen kann, ohne daß auch nur ein Tropfen Blut dabei vergossen wird. Eine Messerspitze eines gewissen Pulvers, einige Tropfen nur, verstoßen unter Speise und Trank gemischt — und es kann um ein Leben geschehen sein. Ein starker Mann, den kein ebenbürtiger Gegner mit Waffen im offenen, ehrlichen Kampf zu bezwingen vermöchte, sinkt in das Grab, durch geringe Giftgaben vernichtet. Zauberhaft und dämonisch berührt diese Vorstellung das körperlich schwächere Weib; machtvoll wirken allein schon diese geheimnisvoll sich vollziehenden Vorgänge des Dahinsiehens und Sterbens auf ein verbrecherisches Gemüt. Für diesen seltsamen, fast an Wunder grenzenden Reiz oder geradezu an Zauber gemahnenden Vorgang der Giftwirkung ist die Frau zu allen Zeiten empfänglicher gewesen als der Mann. Das vermag bis zu gewissem Grade auch zu erklären, daß unter den mehr als weiblich zu bezeichnenden Völkern und Rassen — so den romanischen — auch unter den Männern der Giftmord

häufiger gewesen war und noch ist als in den nordischen Ländern. Nimmt man dazu noch die gesellschaftlichen Zustände vergangener Zeiten, in denen persönlicher, offen gezeigter Mannesmut, ritterliche Tapferkeit und ehrenhafteste Gesinnung noch keine der höchstgeschätzten Tugenden gewesen sind, so kann man verstehen, daß in Italien der Renaissance der Giftmord eine so hervorragende Rolle spielen konnte. Der bedeutendste Kenner der italienischen Renaissance, Jakob Burckhardt, schrieb: „Im allgemeinen macht das Italien jener Zeit den Eindruck, als ob auch in gewöhnlichen Zeiten die großen Verbrechen häufiger gewesen wären als in anderen Ländern. Aber so viel ist sicher, daß das vorherbedachte, besoldete, durch dritte Hand geübte, auch das zum Gewerbe gewordene Verbrechen in Italien eine große und schreckliche Ausdehnung gewonnen hatte.“ Ein Zeitgenosse, der Italiener Pontano, bezeugt: „Hier, in Neapel, ist nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben!“ Giftmorde waren die häufigsten. Nichts war gefürchteter als das „grauenhafte weiße Pulver“, von dem man fabelte, daß es seiner tödlichen Wirkung nach auf bestimmte Tage berechnet werden konnte. Abgesehen von solch phantastischen Übertreibungen verstand man in jenen Tagen mit Giften sehr wohl umzugehen. „Wem die Borgia mit offener Gewalt nicht beikamen,“ schrieb Burckhardt, „der unterlag ihrem Gift. Für Fälle, in denen einige Vorsicht nötig schien, wurde jenes schneeweiße, angenehm schmeckende Pulver gebraucht, welches nicht blitzschnell, sondern allmählich wirkte und sich unbemerkt jedem Gericht oder Getränk beimischen ließ. Vielleicht hatte 1495 schon der türkische Prinz Dschem davon in einem süßen Trank mitbekommen, bevor ihn Alexander an Karl VIII. auslieferte, und

man glaubte damals allgemein, daß die Borgias, Vater und Sohn, sich selbst damit vergiftet hätten, indem sie zufällig von dem für den reichen Adrian von Corneto bestimmten Konfekt genossen. Dnufrio Panvino, der offizielle Geschichtschreiber, nennt Orsini, Ferrari und Michiel, welche Alexander vergiften ließ, und deutet als vierten Giovanni Borgia an, dem Cesare Borgia ein gleiches Schicksal bestimmte; es möchten aber damals selten reichere Prälaten in Rom gestorben sein, ohne daß ein Verdacht dieser Art rege wurde. Auch stille Gelehrte, die sich in eine Landstadt zurückzogen, erreichte ja das erbarmungslose Gift.“

Die damals so häufigen Heimsuchungen durch Cholera und „Pest“ boten für zahllose Giftmorde einen oft genug überlegt benützten Deckmantel. Denn zur Zeit eines allgemeinen großen Sterbens achtete man, abgestumpft durch tägliche zahlreiche Todesfälle, kaum mehr darauf, unter welchen Erscheinungsformen einzelne aus der Welt gingen. Nicht wenige Menschen fielen unter solchen Umständen als Opfer von Meuchelmördern, und so vermehrte sich durch ihren vorbedacht herbeigeführten Tod die Zahl der angeblich der „Pest“ erlegenen Kranken. Weil man die Leichen eiligst verscharrte oder nach kürzester Frist beerdigte, und da auch keine gesetzlich angeordnete Totenschau geübt wurde, kamen selbst wiederholte Verbrechen nur ganz selten einmal zutage.

In den verschiedensten Berichten jener, und zum Teil auch in Schriften, die an der Grenze der neuesten Zeit verfaßt wurden, finden sich höchst abenteuerliche Behauptungen über geheimnisvoll und „blistartig“ schnell tödlich wirkende Gifte. Diese romanhaft überschwenglichen Darstellungen verdienen indes keinen Glau-

ben. Wäre man im Besitz solch phantastisch wirkender Stoffe gewesen, so würden die Dolche gedungener Meuchelmörder nicht so häufig gebraucht worden sein, wie dies tatsächlich doch der Fall gewesen ist. Die größte Rolle unter den verbrecherisch angewendeten Giften spielte das Arsenik.

III.

Wie im alten Rom der Verfallszeit ganze Schichten der Bevölkerung sittlich verseucht und dem Verbrechen ergeben waren, so fanden sich in den Kloaken der Weltstädte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts verruchte weibliche Geschöpfe, die in unersättlicher Gier Menschen duzendweise hinhordeten. Die gemeinsten dieser entarteten Scheusale waren die gewerbsmäßigen Giftmischerinnen, die man auffuchte, um durch ihre Hilfe das sinkende „Glück zu verbessern“. Meist begannen diese verschlagenen Weiber ihre Laufbahn als Schicksalsdeuterinnen und Wahrsagerinnen! So war es im Rom der Niedergangszeit, im Rom der Renaissance und auch später in Paris und anderen „Weltstädten“, in denen neben äußerem Glanz und pomphaftem Gebaren die niedrigste Gemeinheit und Verworfenheit ihre Stätte haben. In einem in der neueren Zeit zur Verhandlung gekommenen Prozeß konnte man den Weg verfolgen, der eine Schicksalsdeuterin zum Verbrechen führte. In der abgelegenen Behausung dieser „weisen Frau“, die ihren Besuchern die Zukunft je nach dem Stand ihrer sogenannten Bildung und der Bezahlung entweder als Astrologin aus den Sternen verkündete oder für weniger Geld kurzerhand aus Karten und dem Kaffeesatz voraussagte, erschien eine Frau, die mit ihrem Manne nicht zufrieden war. Die moderne Ei-

bylle ließ sich für ihre Sterndeutungen und Drakelsprüche, die den baldigen Tod des Mannes kündeten, reichlich entlohnen. Doch trafen ihre Prophezeiungen nicht ein. Ungeduldig geworden, drängte nun die Frau, da sie über Gebühr Geld geben mußte, ohne Erfolg zu sehen, die Wahrsagerin zu bestimmteren Angaben. Auch weiterhin folgten die Enttäuschungen einander durch Monate. Empört über das unzuverlässige höhere Wissen der Erforscherin dunkler Schicksale, drohte die leidenschaftliche Frau, die eine neue Ehe ersahnte, mit Anzeige wegen Betrug. In die Enge getrieben, in ihrer dunklen Existenz bedroht, ließ die Prophetin diesmal ihre Voraussagung in Erfüllung gehen. Sie gab der hartnäckigen Drängerin ein „weißes Pulver“, das angeblich ein Liebesentzauberungsmittel sein sollte. Der Mann liebte die Frau, die ihn los werden wollte; das Pulver besaß angeblich die Kraft, die unerwünschte Neigung in ihm zu ertöten, und das Zaubermittel wirkte so stark, daß der Mann daran zugrunde ging. Inzwischen war die Neigung desjenigen erloschen, den die Frau nun nach dem Tode ihres ersten Gatten begehrte. Zum zweitenmal mußte die Schicksalsbestimmerin, diesmal durch sehr deutliche Drohungen dazu bestimmt, einen „Liebestrunke“ anderer Art geben. Erst als auch der widerspenstige Liebhaber unter verdächtigen Erscheinungen gestorben war, kam es zur Anklage. Vor Gericht konnten die wahren Zusammenhänge beider Giftmorde festgestellt werden. Oft genug entwickelten sich in der Vergangenheit die Verbrechen in ähnlicher Weise. Man begann mit Fragen an das Schicksal und endete mit Mord.

IV. Hieronyma Spara und Tosana.

Im siebzehnten Jahrhundert lebte eine Massenmörderin, die aus Sizilien stammende Hieronyma

Spara, die in Rom als Wahrsagerin bekannt und gesucht war. Sie ist die gelehrige Schülerin der berühmtesten Tofana gewesen, die ihr höllisches Gewerbe in Palermo und Neapel trieb. Beide besaßen angeblich die noch heute von allen Armen im Geiste so bewunderte Gabe der Wahrsagung; sie vermochten in die Zukunft zu schauen, und beide suchten sie das Schicksal zu lenken, um ihre Voraussayungen erfüllt zu sehen. Das Eintreffen ihrer Prophezeiungen erzwangen sie durch Gift. In Rom gingen Gerüchte um, daß während der Pestjahre 1656 und dem darauffolgenden nicht alle Menschen diesem Übel erlegen, sondern viele davon vergiftet worden seien. Man raunte sich in allen Schichten den verruchten Namen der Spara zu, und der Papst drängte den Governator von Rom, Balanzoni, die Entlarvung der im geheimen mordenden „Bestie“ zu betreiben. Aus den Sternen sich wahrsagen zu lassen, war damals allgemein; niemand konnte vor Gericht gestellt werden, der sich Astrolog nannte, trotzdem der ebenso edle als gelehrte und klarsehende Pico della Mirandola zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dies Wahn-, Lug- und Truggebilde der Weissagung aus den Sternen die „Pest aller Pesten“ genannt hatte. Auch unsere Zeit, in der dieser betrügerische Wahnsinn durch Anpreisungen seine Opfer öffentlich sucht, muß, wie es scheint, erst durch Verbrechen, die sich daran so leicht anknüpfen, über die Größe der Gefahr belehrt werden. Um die scheinbar nur ihre Prophezeiungskünste treibende, verschlagene Giftmischerin als solche entlarven zu können, versuchte Balanzoni sie zu überlisten. Es war aufgefallen, daß eine Wetschwester mit vielen jungen Witwen in Verkehr stand, deren Männer überraschend schnell gestorben waren; es stellte sich heraus, daß die „fromme Schwester“

als verkleidete Magd Hieronyma Spara diente. Das war einstweilen verdächtig genug. Nun stattete Balzoni eine junge, schöne Römerin mit allem Luxus und Geld aus, um ihr in der ewigen Stadt das Leben und Auftreten einer reichen Frau zu ermöglichen; sie erhielt außer einer prächtigen Wohnung auch noch Wagen, Pferde und Dienerschaft. Die reiche Frau erschien nun bei der ahnungslosen Spara, die, anderen die Zukunft entschleiern, wie immer in solchen Fällen, nichts davon erkannte, daß ihr eigenes Schicksal sich bald erfüllen sollte. Zum erstenmal trat das Verhängnis in Gestalt der falschen Edeldame vor die Verbrecherin, um sich von ihr, der „Allwissenden“, sagen zu lassen, wohin ein wertvoller Ring gekommen sei, den sie verloren habe. Die Verkleidete spielte ihre Rolle trefflich; sie fing bescheiden an und erkundigte sich nicht sofort nach „höheren“ Dingen. Da die Entlohnung ihrem Auftreten angemessen ausfiel, faßte die Spara Vertrauen zu der vornehmen jungen Frau. Die Komödie nahm bald ihren weiteren Verlauf. Die Dame kam wieder und zeigte sich befriedigt über das übernatürliche Wissen der weisen Frau; der Ring sollte sich dort gefunden haben, wo er nach den Worten der Wahrsagerin zu suchen gewesen war. Die nichtsahnende Schicksalsseherin knüpfte, durch eigene Eitelkeit und Geldgier verlockt, die Beziehungen immer fester. Bei wiederholten Versuchen wünschte die schöne, reiche Frau, der die Goldstücke leicht und lässig aus der Börse flossen, die dunklen Schleier ihrer Zukunft gelüftet zu sehen. Sie hörte mit gläubiger Andacht die mehr oder weniger dunklen Sprüche der eitlen Spara an und steigerte je nach der Wertschätzung dieser Offenbarungen ihre Geschenke. Langsam und listig spann die junge Frau

weiter an ihrem Nege, und die Prophetin ahnte nicht, daß die Stunde ihres eigenen Unterganges immer näher rückte. Auch dann noch nicht, als die reiche, freigebige Schöne ihr unter Tränen beichtete, sie sei ein unglückliches, elendes und beklagenswertes Geschöpf trotz ihres Reichthums, denn sie liebe ihren Gemahl nicht, der nur ihr Geld besitzen wolle. Zu spät sei ihr die Liebe zu einem anderen Manne bewußt geworden, und nun wäre ihr Leben durch die rachgierige Eifersucht ihres Gatten bedroht. Verzweifelt aufschluchzend, zeigte sie der Spara die Beweise seiner schlimmsten Absichten. Flehend bat sie um Rat und Hilfe, schenkte ihr kostbare Kleinodien, die sie als Schmuck an sich trug, und versprach ihr weitere goldene Schätze. Da erwachte ein Gemisch von Habgier und Mitleid für die junge Frau und der Rausch des Machtgefühls über das Leben eines Menschen in der betörten Hieronyma. Sie belehrte die Unglückliche über die sichere Wirkung ihrer Hilfe und entließ sie zuversichtlich und getröstet. Das Tränkchen wagte die junge Frau, mit überzeugender Unruhe die Ängstliche spielend, nicht an sich zu nehmen. Die vertrauensvolle Spara schickte ihre als fromme Schwester verkleidete Magd mit dem Gift in das Haus der Spionin. Die vermeintliche Edelfrau flößte vor den Augen der Schwester, angeblich um sich von der Wirkung zu überzeugen, einem Hunde den Trank ein, der bald darauf in Zuckungen fiel. Die Häfcher Balanzonis waren in einem Nebenzimmer als Zeugen dieses Vorgangs verborgen gewesen; sie traten hervor und nahmen die Magd der Spara fest, die noch am gleichen Tag samt allen verdächtigen Personen, die vordem Besuche der frommen Schwester erhalten hatten, ins Gefängnis wanderte.

In der Kerkerzelle verlor sich rasch genug die anfängliche Zuversicht der frevelhaften Sizilianerin, die zuerst mit frecher Stirn log und leugnete. Als indes nach und nach eine um die andere ihrer Helferinnen und Mitschuldigen die Wahrheit gestand, schwand ihre Sicherheit immer mehr dahin; sie war des sicheren Glaubens gewesen, daß jene Leute, die ihre Gifte gebraucht, denen sie die „Wege zum Glück geebnet“ hatte, sie befreien und der Gerichtsbarkeit entziehen würden. Diese Hoffnungen erwiesen sich als falsch. Trotzdem beteuerte sie ihre Unschuld bis zu dem verhängnisvollen Augenblick, da ihr verkündet wurde, daß sie gefoltert werden sollte. Die erfahrenen Richter sahen voraus, daß dies feile, nur zu heimtückischer Hinterlist fähige Weib die Tortur fürchtete. Und sie vermuteten richtig. Im letzten Augenblick, als die Folterknechte sie erfaßten, um ihr die Kleider vom Leibe zu nehmen, brach die angeborene Feigheit in ihr durch. Aus gemeiner, niedriger Angst, um den Schmerzen zu entgehen, bekannte sie sich zu ihren zahlreich verübten Verbrechen. Samt vier ihrer belastetsten Helferinnen verurteilte man sie zum Tode am Galgen. Wie so oft in ähnlichen Lagen änderte sich das Verhalten dieses Scheusals nach dem über sie verhängten Gerichtsspruch; von neuem erwachte nun die Hoffnung auf Begnadigung. Doch vergeblich gab sie sich solchen Erwartungen hin. Dann kam der Tag der Vollstreckung. In jener Zeit und leider auch später noch gaben die Hinrichtungen Anlaß zu öffentlichen „abschreckenden Schauspielen“. Auf einem von Ochsen gezogenen Karren führte man die Sizilianerin mit den vier Genossinnen ihrer unerhörten Verbrechen vom Gefängnis durch die Straßen Roms nach der Richtstätte. Vom Campo di Fiore, dem Platz,

auf dem die Galgen errichtet worden waren, hatte man, um Raum für die Gasser zu schaffen, alle Verkaufsbuden der Kleinhändler entfernen lassen. Zwei Stunden lang währte der Umzug der „fünf Giftnattern“. Dem Karren voraus gingen Trompeter; von Zeit zu Zeit bliesen sie in ihre Hörner. Dann verkündete ein Ausrufer in kurzen Sätzen die todeswürdigen Schandtaten der Giftmischerinnen. In den Straßen staute sich die Menge; Balkone waren überfüllt, aus allen Fenstern lugten Neugierige, selbst auf den Dächern standen die Menschen dichtgedrängt. Für einen Platz am Fenster konnte man an jenem Tage dreißig Dukaten fordern.

Nach wenigen Monaten bot der Platz ein neues Schauspiel. Diesmal hängte man zwei andere gewerbsmäßige Giftmischerinnen; sie sollten nicht die letzten gewesen sein.

Samt den berühmtesten Mörderinnen jener Zeit, der Spinola, Grandis, Graziosa und Crispoliti erreichte auch die Neapolitanerin Tofana — Toffana, auch Teofania, Tophana und Trufania genannt — ihr Geschick. Diese Gestalt ist von Zügen der höchsten Abenteuerlichkeit umwittert; ihr Gift blieb bis in unsere Zeit unter dem Namen Aqua tofana bekannt. Ihre Verbrechen wurden als zahllos bezeichnet. Sie galt als Zauberin und weissagte aus dem Stand der Gestirne, sie war eine eifrige Astrologin und benützte diese und andere dunklen Künste als Deckmantel ihrer im verborgenen getriebenen Gifthandel. Große Summen erraffte sie für ihre Tränke, über deren Zubereitung und grauenvolle, „blitzschnelle“ Wirkung bis heute völlig grundlos gefabelt worden ist; so glaubte man, vier bis sechs Tropfen wären genügend, um einen Menschen

zu töten, ja man behauptete, daß die Dosis in ihrer beabsichtigten Wirkung auf eine bestimmte Zeit berechnet werden konnte. Die Zeitgenossen faselten sogar, daß sie zu ihren Mixturen den Geißel und Speichel rasender, durch Nizeln an den Fußsohlen und Martern aller Art zu Tode gefolterter Menschen verwendet habe. In neuerer Zeit riet man auf Blausäure oder aus Kanthariden hergestelltes Gift; in Wirklichkeit benützte auch dieses Scheusal nur eine wässerige Lösung von Arsenik, gleich vielen ihrer Nachfolgerinnen. Sie trieb ausgedehnten Handel mit ihrem „Wasser“, dem sie den Namen „Manna des heiligen Nikolaus von Bari“ gegeben hatte. Durch diesen verruchten Kunstgriff gelang es ihr, lange Zeit hindurch unentdeckt mit Gift handeln zu können. Sie benützte den Aberglauben ihrer Zeit, nach dem es willig als wahr hingenommen wurde, daß ein heilsames Öl aus dem Grabe des Heiligen flöße. Die Kunden und Käuferinnen des wunderbaren, gegen alle mögliche Gebrechen heilsamen Mittels, das sie von der Lofana um teures Geld erwarben, wußten jedoch, was sie von ihr erwarben. Die Neapolitanerin versendete ihr Gift in Fläschchen mit dem Bilde des heiligen Nikolaus an jene, die es zur Verbesserung ihres unvollkommenen Glückes verwendeten. Das Wasser der Lofana, das „Manna di San Nicola“, geriet endlich doch in Hände, für die es nicht bestimmt war, und so zerriß auch der Schleier, der dies Geheimnis umhüllte. Als man die Verbrecherin verhaften wollte, gelang es ihr eine Zeitlang, sich von einem Kloster ins andere zu retten. Die Empörung über ihre Thaten war indes zu groß geworden, und der Vizekönig von Neapel, General Thaun, ließ die Giftmischerin verhaften. Die Gerichte fanden sie des Todes schuldig, den sie in Neapel

im Jahre 1632 durch Henkershand erlitt. Durch eine ihrer Schülerinnen gerieten abermals solche Mengen Gift in die Hände der Leute, daß 1642 in Neapel ein „allgemeines Sterben begann“. Die angebliche „Pest“ erlosch, nachdem die wahre Urheberin am Galgen hing.

V. Maria Madeleine von Brinvilliers.

Katharina von Medici war aus Italien nach Frankreich eine große Schar von Nekromanten, Magier, Astrologen, Alchimisten, Glücksrittern und verwegenen Abenteuern aller Art gefolgt; dort in Paris fanden sie die Stätte, an der ihre Künste bald überall gesucht und geschätzt wurden. Zur Regierungszeit des Enkels Katharinas, Ludwigs XIV., wären die Verbrechen so weit gediehen, daß der Polizeileutnant de la Reynie behaupten konnte: „Das Menschenleben ist zu einem Handelsartikel geworden, Gift ist beinahe das einzige Mittel, zu welchem man in allen Familienschwierigkeiten greift, Gotteslästerungen, Tempelschändereien, Greuel aller Art sind an der Tagesordnung.“ Paris war von Giftdümpfen gesättigt; in allen Ständen suchte man mit mehr oder weniger verruchten Mitteln das „Glück zu forrigieren“. In den Jahren 1679 bis 1682 wurde im Arsenalgebäude ein eigens ernannter Gerichtshof, „La chambre ardente“, die „glühende Kammer“, errichtet. „Glühende Kammer“ wurde diese Justizeinrichtung deshalb genannt, weil ehemals die außerordentlichen, für besonders fluchwürdige Verbrechen zusammenberufenen Gerichte ihre Sitzungen in einem mit schwarzen Stoffen ausgeschlagenen und mit Pechfackeln und großen Kerzen taghell erleuchteten Raum abhielten. Mit einer Unterbrechung vom Oktober 1680 bis Mitte Mai 1681 fanden zweihundertzehn Sitzungen

statt. Man beriet über das Schicksal von vierhundertzweiundvierzig Angeklagten und erließ dreihundert-siebenundsechzig Verhaftungsbefehle, wovon zweihundertachtzehn aufrecht erhalten wurden. Sechsendreißig Todesurteile wurden gefällt, fünf Verbrecher erhielten Galeerenstrafen, und dreiundzwanzig schickte man in die Verbannung. Es kam zutage, daß in Paris fast ein halbes Tausend Wahrsagerinnen, Zauberer, Teufelsbanner und Schatzgräber ihr lichtscheues, schändliches Treiben gewerbsmäßig trieb. Einer dieser Meister der schwarzen Magie, der ebenso verworfene als geriebene Zauberer Lesage, wurde in der Angst um sein erbärmliches Leben zum Angeber und Verräter an den übrigen Verbrechern, unter denen sich allerdings auch nicht wenige gutgläubige betrogene Betrüger und eine Menge hirntoller Phantasten befanden, die im Geiste des Zeitalters ernsthaft an die unsinnigsten Dinge glaubten. Lesage behauptete nicht zuviel, wenn er vor den Richtern angab, daß die meisten Alchimisten, die entweder die „rote Tinktur“ zu bereiten suchten, um aus unedlen Metallen Silber und Gold zu machen, oder dem Vorgeben nach sich bemühten, Lebensverlängerungselixire zu destillieren, vom Handel mit Giften lebten. Wie in den Tagen Gilles de Rais, des satanistischen Kindermörders, opferte man unzählige Neugeborene zu allen möglichen Zwecken der schwarzen Magie. Durch die Untersuchungen und Verhöre von Angeklagten und Zeugen konnte erwiesen werden, daß Paris, außer dem übrigen Gesindel von Astrologen und Alchimisten, von Schatzbeschwörern und Teufelsbündlern erfüllt war. In jenen Jahren entschied sich das Schicksal von nahezu viereinhalfhundert Menschen, unter denen sechsendreißig zum Tod verurteilt wurden.

Wenn auch die meisten dieser verworfenen Gauner, Mordhelfer und Giftköche ein elendes Leben führten, so gelang es doch einzelnen, Reichthümer zu erraffen; für gelungene Giftmorde bezahlte man nicht selten ein Vermögen. Die als Kartenlegerin und Hexe ver- schriene Marie Bosse, durch deren im Rausch be- gangene Schwachhaftigkeit die Polizei veranlaßt wurde, sie zu verhaften, wodurch sich das Schicksal aller oben- genannten später Verurtheilten entscheiden sollte, brüstete sich in der Trunkenheit mit ihren reichen Bekant- schaften. Sie warf die unbedachte Bemerkung hin, daß sie nur noch drei Vergiftungen zu besorgen habe, um sich zur Ruhe setzen zu können!

In dieser verpesteten Luft, die schon seit dem ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts durchaus von sitt- licher Fäulnis erfüllt war, wuchs die 1630 geborene Maria Madeleine von Aubray auf, die sich im Alter von einundzwanzig Jahren als damals schon ver- dorbenes Geschöpf mit dem verschwenderischen Lebe- mann Marquis von Brinvilliers verheiratete, der sie wegen ihrer reichen Mitgift begehrte. Dem lasterhaften Gebaren seiner Zeit folgend, vernachlässigte er seine junge Frau, und sie wendete sich einem Menschen zu, der später ihr Helfershelfer im Verbrechen werden sollte. Die wahre Herkunft dieses vermögenlosen Abenteurers, der sich Sainte-Croix nannte, konnte nicht enträthelt werden; Vermutungen nach, die zu keiner Gewißheit führten, soll sein wahrer Name Godin gelautet haben. Gleich dem Marquis von Brinvilliers war Sainte-Croix als Kapitän im Dienste der Armee gestanden, und der Oberst Brinvilliers kehrte als Freund dieses dunklen Ehrenmannes aus dem Felde zurück und führte ihn bei seiner Gattin ein. Der Vater der Marquise, ein

Mann von altem Schrot und Korn, wollte den offenen Skandal nicht dulden; er erwirkte sich vom Justizminister einen Verhaftbefehl und ließ am 19. März 1663 den Kapitän auf offener Straße festnehmen. Sainte-Croix, der an der Seite der Brinvilliers im Wagen saß, wurde von ihr weg nach der Bastille geschafft. Die gedemüthigte, mit Schmach bedeckte Frau heuchelte Zerknirschung; sie schwor vor ihrem Vater, die Reuige spielend, jeden Verkehr mit dem Abenteuerer aufzugeben, und es gelang ihr vollkommen, das väterliche Vertrauen und volle Verzeihung zu erhalten. Im Kerker begann Sainte-Croix gegen die Menschheit und Gott zu wüthen; seinen rasenden Wutausbrüchen hörte im Halbdunkel der Zelle eine lange, hagere Gestalt zu, es war der berühmte Alchimist, der Italiener Erili, eine der Kreaturen, die man später mit der neapolitanischen Giftmischerin Tosana in Zusammenhang brachte. Erili soll, nachdem man die Tosana verhaftete, nach Paris geflohen sein, wo er der Justiz in die Hände geraten war. Auch die Herkunft dieser zweifelhaften Gestalt blieb für Paris dunkel; er war ein italienischer Edelmann, der den Namen Eggidi oder auch Gilles führte. Sainte-Croix verdankte ihm nachhaltige Belehrungen, wenn es auch nicht nötig gewesen ist, daß er die Kenntniss der Giftmischerei bei dem Italiener erst suchen mußte. Es wird erzählt, daß Erili dem gefangenen rachedurstigen Kapitän beibrachte, wie törricht und nutzlos es sei, Feinde offen anzugreifen und sich dadurch den Händen der Gerichtsbarkeit auszuliefern; während die Handhabung gewisser Gifte sicherer und gefahrloser sei. Etwas über zwei Monate blieben die beiden im Gefängnis zusammen. Als der Kerker sich zuerst für den Italiener und später für Sainte-Croix

öffnete, betrat er Paris, von zehrender Rachgier gegen alle erfüllt, die seiner Überzeugung nach an seinem Geschick schuldig waren. Sainte-Croix nahm den Italiener, mit dem ihn der Zufall im Gefängnis zusammengeführt, nach seiner Entlassung in sein eigenes Haus auf, wo dieser sechs Monate blieb. Seine Kenntnisse als Giftmischer hatte sich Sainte-Croix vorher von einem in Basel geborenen Schweizer, dem Chemiker Glaser, erworben.

An der Marquise von Brinvilliers, die ihm geneigt geblieben war, fand Sainte-Croix eine willfährige Bundesgenossin, sie entwickelte sich rasch zu einem von allen Lastern befleckten Ungeheuer, zum Abscheu und zur Geißel des menschlichen Geschlechts. Bei ihrem Vater war es ihr gelungen, sich durch kindliche Hingabe, dienstwillige Aufmerksamkeit und Schmeicheleien so in Gunst zu setzen, daß sie ihm sogar zur unentbehrlichen Genossin jeder kleinen Reise geworden war. Im Jahre 1666 begleitete sie ihn nach seinem Landsitz. „Nie sah man die Tochter sorglicher um den Vater bemüht als diesmal. Sie gab nicht zu, daß ein anderer als sie selbst sich mit den kleinen Besorgungen beschäftigte, die zur Pflege einer teuren Person erforderlich sind. Jede Speise, die ihr Vater genoß, mußte vor ihren Augen zubereitet werden; sie trug sie ihm selbst auf und blieb dabei, wenn er aß, ohne einen Blick von ihm zu wenden. So hatte sie jede Gewohnheit ihres Opfers beobachtet, bis sie ihm das Gefäß, in das sie zuvor Gift gemischt, vorsetzte. Auch diesmal schöpfte sie ihm selbst die Suppe auf den Teller. Mit unerschütterlicher Miene stand sie dabei und sah das tödliche Gift mit dem Ausdruck einer zärtlich besorgten Tochter in seine Eingeweide rinnen.“ Man schaffte

den kranken Mann noch nach Paris, wo er nach wenigen Tagen, im Alter von sechsundsechzig Jahren, starb. Später gestand die Brinvilliers, daß sie ihrem Vater „achtundzwanzig- oder dreißigmal“ eigenhändig Gift gegeben, andere Male durch einen Lakaien, namens Gascon, den Sainte-Croix ihr verschafft, und daß sie ihm theils in Flüssigkeiten, theils durch Pulver das Gift beigebracht und der ganze Vergiftungsvorgang acht Monate gedauert habe. „Sie konnte kaum damit zu Ende kommen.“ Diese langwierige Vergiftung beweist, daß es sich um keines der sagenhaft rasch wirkenden Mittel handelte.

„Niemand ahnte die wahre Ursache des unerwarteten Todes; man dachte daher auch nicht daran, die Leiche öffnen zu lassen. Alle Welt bezeugte den betrübten Kindern eines so trefflichen Vaters ihr Beileid, und besonders die schöne leidtragende Tochter wußte ihrem Kummer und Schmerz einen so durchaus überzeugenden Anstrich von Echtheit und Aufrichtigkeit zu verleihen, daß die nächsten Freunde behaupteten, sie empfinde den Verlust des theuren Vaters viel tiefer als ihre beiden Brüder und ihre jüngere Schwester.“

Der eigene Vater ist nicht das erste Opfer dieses Scheusals gewesen; man schätzt die Menge der von ihr vergifteten Menschen auf einhundertfünfzig, denn die wirkliche Zahl ist nie bekannt geworden. Sie erprobte die von Sainte-Croix hergestellten tödlich wirkenden Stoffe zuerst an Tieren und dann an armen Leuten im Pariser Spital. Unter der heuchlerischen Maske einer Wohltäterin verteilte sie dort vergifteten Zwieback; und sie erschien wiederholt, um sich von der Wirkung ihrer Liebesgaben zu überzeugen. Diese Beobachtungen genügten ihr nicht, da es nicht möglich war, die zer-

störenden Vorgänge von Stunde zu Stunde genau zu verfolgen; sie wählte deshalb ihre Kammerzofe Franziska Roussel als erstes Versuchsoffer ihrer Mordlust. Diesem Mädchen gab sie einen Teller mit Johannisbeeren und einige Schinkenschnitten; die ahnungslose Franziska verzehrte dies Todesmahl vor den Augen ihrer „gütigen Herrin“; sie erkrankte gefährlich, starb aber nicht daran. Die Gifte des Sainte-Croix scheinen nicht sofort stark genug gewesen zu sein. Dieses verzehrte Spielen eines von Sinnelust aufgestachelten, gemüthlosen und völlig gewissenbaren Weibes mit giftigen Stoffen, diese nach Laune und Willkür unternommenen Versuche, um die verderbliche und zerstörende Eigenschaft gewisser Gifte wiederholt zu erproben und Befriedigung zu schöpfen aus ihrem Gelingen und dem Anblick der Leiden ihrer armen Opfer, findet sich als Wesenszug bei allen späteren Giftmischerinnen als eine nicht mehr unterdrückbare Vergiftungssucht wieder. War einmal das heiligste Sittengesetz mit Füßen getreten, der eigene Vater frevelhaften Lüsten geopfert worden, und war es gelungen, schuldlos vor der Welt zu scheinen und unverdächtig weiter zu leben, dann verursachten weitere Morde so gut wie keine Überwindung mehr. Die Unscheinbarkeit des Mittels, die Heimlichkeit und Leichtigkeit seiner Anwendung und vor allem in früheren Jahrhunderten die Schwierigkeit seiner Entdeckung, üben einen rauschartigen Zauber aus und reizen zur Wiederholung.

Der Nachlaß des Vaters der Brinwilliers fiel leider an zu viele Erben; der Anteil der Mörderin und ihres verbrecherischen Liebhabers schien ihnen zu gering. Die beiden Brüder und die unverheiratete Schwester der Marquise sollten deshalb aus dem Leben scheiden. Im

Jahre 1670 starben beide kurz nacheinander; die Schwester schien Verdacht gehegt zu haben und entging so dem gleichen Geschick. Später fanden sich zwei Schriftstücke, wonach Sainte-Croix fünfundfünfzigtausend Livres als Blutgeld für den Brudermord erhielt. Diesmal öffnete man die Leichen der Ermordeten und fand zweifelsfreie Beweise der Vergiftung. Aber es war niemand da, auf den der geringste Verdacht fallen konnte. In einem Falle waren nach dem Genuß einer Pastete außer dem einen der Brüder noch fünf weitere Personen erkrankt, doch erfuhr man nie, ob sie daran gestorben waren. Als diese Todesfälle eintraten, und ehe die Erkrankungen begannen, lebte die Marquise entfernt von ihren unglücklichen Brüdern auf dem Lande. Sainte-Croix bediente sich zu diesen Verbrechen der Hilfe ruchloser Gesellen, eines gewissen Martin und La Chauffée. Der letztere war ein abgeseimter Schurke, der sich für Geld zu allem bereit finden ließ. In der Rolle eines Bedienten brachte er seinen Opfern das Gift bei. Der Gauner spielte den treuen Diener so vortrefflich, daß ihm sein ahnungsloser Herr in Anerkennung seiner treuen Dienste tausend Taler vermachte, die ihm auch ausbezahlt wurden.

Vielleicht wären diese Mordtaten unentdeckt geblieben, wenn nicht der Giftkoch Sainte-Croix am 30. Juli 1672 tief verschuldet gestorben wäre. Den Tod dieses Abenteurers haben die damaligen Zeitgenossen in verschiedener Weise geschildert. Man schrieb, er sei vor seinem Ableben mehrere Monate krank gewesen; es wird aber auch berichtet, das Ungeheuer sei in seiner Giftküche tot aufgefunden worden. Auch in diesem Falle erzählte man Märchen, die in ernsthaftester Weise heute noch vorgebracht werden. Der Kern dieser

Fabeleien war und blieb nichts als die Lust an der grauig klingenden Schilderung von der Wirkung blizartig wirkender Gifte. So soll Sainte-Croix in seiner Alchimistenkammer mit einer Glasmaske vor dem Gesicht Gift gekocht haben; dabei sei die Maske zersprungen, und der Frevler mußte, die tödlichen „Dünste“ einatmend, sterben. Außer dem gruseligen Zug, der solchen Märchen eigen ist, enthält diese Erzählung noch ein in ähnlichen Fällen gern gebrauchtes Motiv der gewissermaßen überirdischen Gerechtigkeit. Der Berruchte stirbt, vernichtet durch das Gift, mit dem er andere zu vernichten suchte. Damals verdiente ein Leibgardist Belot Geld damit, indem er silberne Becher und Tassen vergiftete. Vor Gericht gab er selbst an, daß er alle Leute, die solche Gefäße von ihm erwarben, betrogen habe. Aber man glaubte an Belots verzauberte Tassen und Becher. Den Hexenmeister Blessis hielt man für fähig, Spiegel derartig zu präparieren, daß jeder, der sich darin besah, plötzlich tot zusammenbrach. Diese Dinge nehmen sich in wissenschaftlicher Betrachtung wie Kindereien aus. Die Kenntnisse über die Giftstoffe beschränkten sich im siebzehnten Jahrhundert auf Arsenik, Antimon und Quecksilber.

Da der dunkle Ehrenmann Sainte-Croix, ohne Verwandte zu hinterlassen, gestorben war und niemand sich als Erbe meldete, ließ die Behörde die Wohnung versiegeln. Als man sich daran machte, Ordnung zu schaffen, fand sich ein Kästchen mit höchst verdächtigen Dingen angefüllt. Obenauf lag, vom 25. Mai 1670 datiert, ein Schriftstück, wonach der gesamte Inhalt für die Marquise von Brinvilliers bestimmt, nach ihrem Tode jedoch an eine zweite namentlich genannte Person zu übergeben sei. In diesem Kästchen fand sich ein

stattlicher Vorrat der obengenannten verschiedenen Gifte und in wundervollster Gemeinschaft damit die Briefe und Blutgeldverschreibungen der Marquise. Als diese davon erfuhr, setzte sie alles daran, den verdächtigen Nachlaß an sich zu bringen, und flüchtete, als ihre Bemühungen erfolglos blieben, zuerst nach London, da inzwischen der Helfershelfer La Chauffée verhaftet worden war.

La Chauffée geriet durch dummfrechtes Auftreten in die Hände der Justiz. Er widersetzte sich unmittelbar nach dem Tode seines Herrn der Versiegelung; er sei sieben Jahre im Dienste des Verstorbenen gewesen und verlangte verschiedene Geldbeträge, die er ihm bei Lebzeiten in Verwahrung gegeben, die sich an einer bestimmten Stelle finden müßten. Da er sich über den Inhalt des Kästchens bestürzt zeigte, nahm man ihn fest. Es fand sich auch bei ihm Gift. Trotz allen Leugnens und geschicktester Verteidigung verurteilten die Richter ihn zum Tode. Vorher sollte er noch der peinlichen und hochnotpeinlichen Frage unterworfen werden. Bei der Tortur bewies La Chauffée seltene Willensstärke und leugnete standhaft. Er mußte die grauenvolle Folter der „spanischen Stiefel“ erdulden, bei der die Beine zwischen Bretter gelegt wurden, die man vermittels Keilen immer näher zusammentrieb, wodurch die Glieder in gräßlicher Weise zerquetscht wurden. Trotzdem war nichts aus ihm herauszubringen. Nachdem die Marterwerkzeuge abgenommen, der Gefolterte auf eine Matratze in der Nähe des Feuers gelegt und mit Branntwein gestärkt worden, kam es ihm zum Bewußtsein, wie nahe der Tod ihm bevorstehe. Nun bekannte er aus freiem Antriebe alles und enthüllte die ihm bekannten Verbrechen der Brinvilliers. Am

24. März 1673 wurde er auf dem Grèveplatz in Paris aufs Rad geflochten. Die abwesende Marquise verurteilte man zum Tode durch das Beil des Scharfrichters.

Nach der Verhaftung La Chaussées war die Schwägerin, die Witwe eines der Brüder, als Klägerin gegen die Brinvilliers aufgetreten. Diesem verbrecherischen Geschöpf, das zu einer Zeugin oft gesagt hatte: „Man kenne Mittel, sich widerwärtige Leute vom Hals zu schaffen; man dürfe ihnen nur eine Pistolenkugel in einer Brühe durch den Leib jagen,“ gelang es unter Ausnützung der damaligen Rechtsverhältnisse einzelner Länder zueinander, sich fast vier Jahre lang ihren Verfolgern zu entziehen. Geseßliche Vereinbarungen zur Auslieferung von Verbrechern gab es nicht; man überließ es denjenigen, die es anging, sich darum zu kümmern und zu versuchen, ob es ihnen glücke, Verbrecher festzunehmen. Die Staatssekretäre verlangten von der englischen Regierung die Auslieferung der Angeklagten. Der König von England bewilligte den Antrag, erlaubte aber nicht, daß die Verhaftung durch englische Offiziere erfolgte, dies müsse von französischer Seite geschehen. Die Marquise schien sich in London offenbar nicht mehr sicher genug zu fühlen; sie konnte erfahren haben, daß zwischen der französischen und englischen Regierung Unterhandlungen über ihre Auslieferung auf diplomatischem Wege eingeleitet worden waren, die zum Ziele führen mußten. Sie flüchtete nach den Niederlanden und lebte dort in Cambrai, Valenciennes, Antwerpen und zuletzt in Lüttich.

Wie die Hieronyma Spara durch ein Weib überlistet wurde, so soll bei der Marquise ein Polizeioffizier namens Desgrez sein Glück versucht haben. Die Flüchtige hatte sich in ein Kloster gerettet. Desgrez soll im

Kloster in der Rolle eines Abbés, eines Weltgeistlichen, aufgetreten sein und den Bewunderer einer „durch ihre Schönheit und ihr Unglück berühmt gewordenen Dame“ gespielt haben, der er als Pariser auf einer Reise seine Verehrung zu bezeugen wünsche. Nach zeitgenössischen Schilderungen verlockte er sie zu einer Spazierfahrt aufs Land und soll die schöne Sünderin, zehn Jahre nach dem an ihrem Vater begangenen Mord, ihren Häschern übergeben haben. In Wirklichkeit fehlte dieser romanhafte Zug bei der Verhaftung. Allerdings war Desgrez zugegen, als die Mörderin festgenommen wurde, und mit seinem Namen blieb das Ereignis bei den Zeitgenossen verbunden, die es dichterisch ausgestalteten. Noch fühlte sich die nun vierzigjährige Gauklerin nicht verloren. In Lüttich lebte ein Belgier Theria, der von romantischer Neigung zu ihr erfüllt war; sie glaubte durch Geld und ihre immer noch verführerische Schönheit einen der Häscher für sich gewonnen zu haben und gab ihm nacheinander drei Briefe, die er Theria, auf den sie Hoffnung zur Befreiung setzte, übergeben sollte. Vergebens! Theria hörte nichts von diesen Hilferufen; aber von ihrer Verhaftung war auf andere Weise, durch Gerüchte, Kunde zu ihm gelangt, und er tauchte in Maastricht auf, als die Giftmischerin durch diese Stadt geführt wurde. Umsonst bot er den Polizeileuten tausend Goldstücke, wenn sie die Marquise ent schlüpfen ließen. Um ihr jede Möglichkeit zu nehmen, in Paris durch einflußreiche Leute Hilfe zu finden, schritt man schon in der ersten Stadt auf französischem Boden zu einem Verhör; sie leugnete und erklärte, sich an nichts erinnern zu können, und setzte dies Verhalten später auch in Paris fort. Eine Beichte, die von ihr selbst geschrieben war, wirkte im höchsten Grade be-

lastend. Die Wahrheit, die sie unterdrücken wollte, trat zeitweise aus ihren eigenen Worten wider Willen hervor. Der verschiedenen Giftmorde überwiesen, lautete das Urtheil: „Daß sie, zur wohlverdienten Strafe, auf einem Karren, mit bloßen Füßen, im Hemd, einen Strick um den Hals, und in der Hand eine brennende, zwei Pfund schwere Fackel, an die Thür der Hauptkirche von Paris gebracht werden und daselbst Kirchenbuße thun solle. Kniend habe sie zu bekennen: sie habe aus Ruchlosigkeit, Rachsucht und Geldgier Menschen vergiftet oder ihnen nach dem Leben getrachtet. Demnach solle sie auf den Grèveplatz abgeführt und dort auf einem dazu errichteten Schafott enthauptet, ihr Leichnam verbrannt und die Asche in die Luft gestreut werden, und soll die Angeklagte vorher der peinlichen, sowie der hochnotpeinlichen Frage unterworfen werden, um der Kenntniß ihrer anderen Mitschuldigen willen.“

Nach verkündetem Urtheil führte man sie in die Folterkammer. Als sie die Vorrichtungen gewahrte, erklärte sie, ein volles Geständnis ablegen zu wollen. Sie bekannte ihre Verbrechen mit lauter Stimme. Von Giften waren ihr nur Arsenik und Bitriol bekannt. Als einziges Gegenmittel nannte sie Milch. Abermals ein Beweis, wie romantisch die alten Erzählungen über die angeblich furchtbaren Gifte jener Zeit gefärbt sind. Nach dem Wortlaut des Urtheils mußte sie grausame Wasserfolter erdulden. Riesige Mengen Wassers wurden dabei durch einen zwischen die Zähne gesteckten Trichter in den Magen eingeführt. Das im Unmaß im Körper sich rasch ansammelnde Wasser verursacht die qualvollsten Schmerzen.

Am 17 Juli 1676, dem Tage der Hinrichtung, sah man in den Straßen, auf den Plätzen ein ungeheures Gewoge und Gedränge von Menschen, die zuletzt Schulter

an Schulter gepreßt standen. Alle Fenster waren vollgepfropft von Neugierigen, und die Dächer waren überfüllt. Frauen aller Stände scheuten weder grobe Stöße noch Tritte im Gewühl, um einen letzten Blick dieser schrecklichen Geschlechtsgefährtin zu erhaschen. Wie sie von der Kirchenbuße kam, saß die Marquise, im Hemd, rückwärts auf Stroh, eine Haube auf dem Kopf, zwischen dem Beichtvater und dem Nachrichten auf dem Henkerkarren. Sie hat unterwegs den Beichtvater, er möge doch den Scharfrichter so ihr gegenüber seinen Platz nehmen lassen, damit sie das Gesicht des Schurken Desgrez, der sie ergriffen, nicht zu sehen brauche. Der Geistliche Edmond Pirot verwies ihr diese Rede. Später, als sie das Blutgerüst mit großer Fassung bestieg, traf sie an den Stufen mit Desgrez zusammen und entschuldigte sich bei ihm für alle Ungelegenheiten, die sie ihm bereitet.

Mitlebende der Marquise sagen von ihr, daß ihre Schönheit ihr alle Herzen geneigt machte und unterwarf, und daß sie eine seltene Heiterkeit besessen habe, die das Zeichen einer sanften, reinen, nie von Gewissensbissen beunruhigten Seele sei.

Nach dem Tode dieses verworfenen Geschöpfes schrieb eine Zeitgefährtin: „Die Brinvilliers schwebt in der Luft. Ihr armes Körperchen wurde nach der Hinrichtung in ein riesiges Feuer geworfen und ihre Asche in alle Winde gestreut, so daß wir sie am Ende einatmen und womöglich durch Vermittlung kleiner Geister giftmörderische Anwandlungen spüren werden, über die wir uns höchlichst verwundern.“ Diese leichtfertigen, witzig sein sollenden Worte dürfen als treffliches Zeugnis für die laxen Gesinnung jener sittlich verrotteten Zeit gelten.

(Fortsetzung folgt.)



Ehre

Von R. Marton

Der Kandidat Bernhard Ellrodt ließ den verzweifelten Brief seiner Schwester auf die Tischplatte sinken und stützte den Kopf in die Hand; ein Ausdruck tiefster Traurigkeit verdüsterte sein hübsches junges Gesicht. Daß sie daheim mit schweren Sorgen kämpften, wußte er ja längst — so schlimm aber, wie es jetzt sein mußte, vermochte er doch kaum zu fassen. In Gedanken an die vielgeprüfte, fränkelnde Mutter, der jetzt auch ihr Heim und ihre letzte Habe genommen werden sollte, erzitterte sein Herz in unsäglichem Weh. An sich selbst dachte er zuletzt: aber als junger Mensch, der kaum vor einer Stunde voll freudiger, hochfliegender Zukunftspläne gewesen war, mußte er doch den unabwendbaren Wechsel des eigenen Schicksals als grausam harten Schlag empfinden. So sollte alles vergeblich gewesen sein; umsonst die eiserne, unermüdliche Arbeit der Schulzeit und das mit äußerster Entsagung und schwerster Selbstüberwindung ertragene Hungerleben seiner Studentenjahre! Kurz vor dem so unermüdlich erstrebten Ziel mußte er alle Hoffnungen entschwinden sehen und ein neues Leben zu beginnen versuchen, ein Leben, von dem er voraus wußte, daß es ihm nie Befriedigung gewähren und weitab von den seit Jahren vorgezeichneten Bahnen verlaufen würde. Aber wie schwer ihm auch das Opfer fallen mochte, es blieb ihm keine Wahl. Von dieser Stunde an durfte er sich von keinem anderen Gedanken mehr beherrschen lassen als dem Bewußtsein, daß er die einzige Stütze seiner hilflosen Angehörigen sei. Von heute ab mußte er nur danach streben, in irgend einem Beruf soviel Geld zu verdienen, daß es für drei zum Leben reichte. Seine Träume waren ausgeträumt, und all seine Wünsche

nach einer schöneren Zukunft mußten für immer verstummen.

Er spürte die Schwere der Last, die auf seine Schultern gelegt worden war, aber er war entschlossen, sie mannhafte zu tragen.

Als Ellrodt sich erhob und tief aufatmend seine stattliche, breitbrüstige Gestalt in allen Gelenken reckte, fühlte er sich stark genug, auch diese harte Prüfung zu bestehen. Nur die drückende Enge seines armseligen Studentenstübchens konnte er an diesem Abend nicht ertragen. Es trieb ihn ins Freie. Wenn er sich draußen, im lebhaften Viertel der Riesenstadt, in das Gewühl der Menschen mischte, die eben jetzt von ihren Arbeitsstätten heimstrebten, mochte er sich leichter mit der Vorstellung abfinden, daß er hinfort ihresgleichen sein werde.

Er wanderte ziellos durch die belebten Straßen, obwohl es kein Wetter zum Spaziergehen war; scharfer Nordost füllte die Lungen der Menschen mit schneidend kalter Luft, und der feine Sprühregen erstarrte auf den Steinplatten der Gehbahnen sofort zu einer dünnen Eisschicht, die jeden Schritt zu einem unsicheren Gleiten machte. Den Kandidaten Ellrodt focht nichts an; er war wetterhart und gewöhnt, seinen Fuß fest auf den Boden zu setzen. Das zierliche junge Geschöpf, das seit einer kleinen Weile vor ihm herging, trippelte um so ängstlicher über die spiegelnden Fliesen. Besorgt folgten die Augen des Studenten den Bewegungen der schlanken Mädchengestalt, und als sie ausglitt, um mit einem kleinen Schrei zu Boden zu stürzen, eilte er rasch hinzu.

„Ich hoffe, Fräulein, Sie haben sich nicht verletzt,“ sagte er mitleidig, während er sie mit starkem Arm aufrichtete.

Sie stand wohl aufrecht, doch in dem Augenblick, da er sie losließ, griff sie unwillkürlich nach seiner Schulter.

„Oh — mein Knöchel! Einen kleinen Schaden habe ich doch erlitten. Aber es ist gewiß nicht schlimm. Ich danke Ihnen. Zur Not wird es schon wieder gehen.“

Sie sagte es beinahe lachend, und im Klang ihrer hellen weichen Stimme war dieselbe fröhliche Jugendfrische wie in ihrem lieben, hübschen Gesicht. Für den Augenblick vergaß Bernhard Ellrodt alle seine Kummernisse.

„Vielleicht geht es besser, wenn Sie sich auf meinen Arm stützen,“ sagte er. „Ich versäume nichts und begleite Sie gern bis an Ihre Wohnung.“

Sie musterte ihn erst mißtrauisch; dann aber nahm sie sein Erbieten an.

„Es ist zum Glück nicht weit; wenn es Ihnen wirklich kein Opfer ist . . .“

Sie mußte den Fuß behutsam ansehen, und so brauchten sie für den kurzen Weg ziemlich lange. Der Kandidat konnte nicht stumm bleiben und begann das Gespräch mit einer Bemerkung über das Wetter. Die lebenswürdige Natürlichkeit des jungen Mädchens half ihm rasch über die erste Befangenheit hinweg, und bald plauderten sie lebhaft miteinander. Das Mädchen erzählte, sie sei als Buchhalterin in einem großen Geschäftshause tätig. Sie war ohne Zweifel gut erzogen, und wenn auch das, was sie sagte, nicht besonders geistreich klang, so glaubte Bernhard Ellrodt sich doch nie in seinem Leben besser unterhalten zu haben als während dieser langsamen Wanderung, die er am liebsten bis ans andere Ende der Stadt ausgedehnt hätte. So gut sollte es ihm freilich nicht werden.

Nachdem sie in eine der stilleren Seitenstraßen eingebogen waren, blieb das junge Mädchen vor einem ziemlich unscheinbaren Laden stehen.

„Hier bin ich zu Haus. Ich danke Ihnen noch einmal herzlich für Ihre große Freundlichkeit, mein Herr!“

Sie reichte ihm die Hand, und er zog den Hut. Erst als sie hinkend hinter der Ladentür verschwunden war, fiel ihm ein, daß er ihr seinen Namen nicht genannt hatte. Wie eine Märchenerscheinung war sie für ein paar Minuten auf seinem Lebenswege aufgetaucht, um ihm sogleich wieder zu entchlüpfen. Das köstliche Vergnügen, das ihre Gesellschaft ihm bereitet, wandelte sich schnell in verdrießliche Traurigkeit; es schien ihm, als sei ihm etwas sehr Schönes für immer verloren, und es fiel ihm schwer, die Stelle zu verlassen, an der sie von ihm gegangen war. Scheu, als wäre er sich einer sträflichen Neugier bewußt, musterte er den kleinen Laden, in den sie eingetreten war. Das einzige Auslagefenster enthielt nichts als auf steifem Papier geklebte Postwertzeichen der verschiedensten Art, und darüber stand zu lesen: „Heinrich Dering, Briefmarkenhandlung. Ankauf von Sammlungen und Marken aller Länder.“ Wenn dieser Briefmarkenhändler, wie er vermutete, der Vater des Mädchens war, so lebte sie gewiß nicht in glänzenden Verhältnissen, und er staunte nachträglich über das Maß von Bildung, das sich in ihren Reden offenbart hatte. Vielleicht wäre er noch lange in tiefem Sinnen vor dem kleinen Laden stehen geblieben, wenn sich nicht von drinnen der Schatten eines Menschen der Tür genähert hätte; er kehrte um und eilte mit raschen Schritten davon.

Der Rest des Abends und die beiden nächsten Tage

vergingen wieder mit schweren Zukunftsforgen; aber sie wurden doch nicht völlig von diesen Sorgen allein ausgefüllt; immer wieder tauchte dazwischen das liebliche Köpfschen des jungen Mädchens vor ihm auf, und die Sehnsucht, sie wiederzusehen, wurde zuweilen übermächtig in seinem Herzen.

Um die Abendzeit des dritten Tages steigerte sich diese Empfindung so stark, daß er sich zu einem Entschluß aufraffte. Aus einem mit Papieren vollgestopften Schubfach seines Schreibtisches wühlte er nach langem Suchen einen alten Briefumschlag hervor, der mit einer Menge loser Briefmarken angefüllt war. Jahrelang hatte er nicht mehr an diesen Besitz gedacht, dem er nie einen Wert beigemessen, und der ihm auch jetzt zu nichts anderem dienen sollte als zu einem Vorwand, den Laden des Markenhändlers aufzusuchen. Als leichtes Unternehmen erschien ihm dieser Gang nicht, und erst nachdem er die stille Straße vier- oder fünfmal auf und ab geschritten war, faßte er sich ein Herz, um einzutreten.

Ein ältlicher, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen kam auf den Klang der Türglocke aus einem Nebenraum und erkundigte sich halb unwillig nach seinen Wünschen. Bekommen legte Bernhard Ellrodt das Päckchen auf den Ladentisch.

„Sie kaufen Marken; vielleicht ist unter diesen einiges, das Sie brauchen können.“

Der Mann schüttete den Inhalt des Umschlages auf die Platte eines Stehpults und begann die einzelnen Stücke zu prüfen. Seine anfangs verdrießliche Miene schien sich mehr und mehr aufzuhellen.

„Das sind ganz gute Stücke,“ sagte er nach einer Weile. „Sind Sie selbst Sammler?“

„Nein. Die Marken stammen aus dem Nachlaß eines Großvaters, der seine letzte Lebenszeit in meinem Elternhause zubrachte, nachdem er sich Jahrzehnte lang in allen möglichen überseeischen Ländern aufgehalten.“

„Was wollen Sie dafür haben?“

„Das überlasse ich Ihnen; ich verstehe nichts von diesen Dingen.“

„Sie wissen vielleicht nicht einmal, aus welchen Ländern die einzelnen Marken stammen?“

„Nein. Ich habe sie nie angesehen; ich glaube nicht, daß sie besonders wertvoll sind.“

„Das möchte ich nicht sagen. Sind Sie mit zweihundert Mark einverstanden?“

„Zweihundert Mark?“ wiederholte Bernhard Ellrodt.
„Das ist doch wohl zu viel.“

„Ich sagte Ihnen ja, daß einige wertvolle Stücke darunter sind.“

Der Kandidat war vor Ueberraschung noch ganz benommen, als er zwei Hundertmarkscheine in seiner Briefftasche barg. Zur nächsten Augenblick aber dachte er schon nicht mehr an den eben abgeschlossenen Handel, denn die Thürläden hatten sich aufgethan, und das hübsche Mädchen, nach dem er sich so heiß gesehnt, war über die Schwelle getreten. Sie erkannte ihn und reichte ihm sichtlich erfreut die Hand.

„Wie hübsch, daß wir uns noch einmal wiedersehen! Das ist der Herr, Vater, der mich neulich so freundlich geführt hat. Ich machte mir inzwischen oft Vorwürfe, daß ich Sie so unartig an der Thür verabschiedete. Sie sind mir hoffentlich nicht böse?“

Nein, böse war Ellrodt ihr gewiß nicht, denn sie kam ihm hier in der helleren Beleuchtung noch viel hübscher vor als damals auf der Straße. Aber die

Unbefangenheit jener ersten Stunde kehrte nicht wieder zurück. Der Briefmarkenhändler sagte ihm ein paar freundliche Worte und lud ihn höflich in das Wohnzimmer ein, das viel reicher und behaglicher ausgestattet war, als die Unscheinbarkeit des Ladens es hätte vermuten lassen. Ellrodt fand sich nur bereit, der Einladung zu folgen, weil er in seiner Verwirrung keine schickliche Form der Ablehnung fand. Und er kam sich hölzern und ungeschickt vor, als er am Tische saß und sogar an der Abendmahlzeit der Familie teilnahm. Er erfuhr aus dem Munde der mittheilsamen Mutter, daß das junge Mädchen Eva heiße, und daß sie eigentlich nur zu ihrem Vergnügen in das Bureau gehe; von den Eltern wäre ihr nie zugemutet worden, um das tägliche Brot zu arbeiten. Auch sonst wußte Frau Dering von ihrer Tochter soviel Gutes zu erzählen, daß das junge Mädchen ein Mal über das andere errötete. Der Vater benahm sich auffallend zerstreut. Erst als das Geschirr abgetragen war, begann er sich mit dem Gaste zu unterhalten; er stellte allerlei Fragen, und Bernhard Ellrodt, der nicht gewöhnt war, mit der Wahrheit hinter dem Berg zu halten, stand ihm bereitwillig Rede. Bald hatte der Markenhändler erfahren, daß der Kandidat auf den Abschluß seines Studiums verzichten müsse, weil das einzige Besitztum der Familie, ein vom Vater ererbtes Haus, demnächst versteigert werden müsse. Die Mutter könne für eine gekündigte Hypothek von neuntausend Mark keinen Ersatz schaffen. Auch die bewegliche Habe seiner Angehörigen würde bei der Gelegenheit wahrscheinlich von dem unbefriedigten Gläubiger nicht geschont werden; daraus erwachse ihm die Pflicht, für den Unterhalt von Mutter und Schwester zu sorgen. Während seiner schlichten Erzählung, die im Ton durch-

aus nicht wehleidig gestimmt war, und mit der er nicht um Mitleid werben wollte, ging Heinrich Dering beständig im Zimmer auf und ab und blies dicke Rauchwolken aus seiner Zigarre. Eva, die vorhin so munter und herzlich geplaudert hatte, saß still und niedergeschlagen da. Als Bernhard Ellrodt einmal zufällig die Augen zu ihrem Gesicht erhob, begegnete er einem Blick voll so inniger Theilnahme, daß es ihm heiß ums Herz wurde. Da stand er ganz unvermittelt auf, um sich zu verabschieden.

„Wollen Sie wirklich schon gehen?“ fragte Eva Dering in bittendem Ton. Ellrodt tat, als habe er die Frage des Mädchens überhört, und schickte sich mit fast unhöflicher Hast zum Abschied. Der Vater begleitete ihn über den Wohnungsgang bis zur Haustüre. Dort ersuchte er Ellrodt um die Angabe seiner Wohnung: „Es könnte sein, daß wegen der gekauften Marken noch etwas mit Ihnen zu besprechen wäre.“

Das Geld mag ihn gereuen, dachte der Kandidat, und er hätte am liebsten die zweihundert Mark auf der Stelle zurückgegeben; aber auch dazu war er zu linkisch. Mit einem Herzen, das zum Ueberquellen voll war von aller Süßigkeit und allem bitteren Weh einer hoffnungslosen Liebe, wanderte er nach Hause. Daß er die liebe Eva Dering nie wiedersehen dürfe, stand unerschütterlich in ihm fest.

Am folgenden Vormittag klopfte es an die Thür des Stübchens, das Ellrodt bewohnte, und mit einer gewissen Bestürzung sah er die hagere Gestalt des Markenhändlers Dering vor sich.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe, und vor allem, daß ich ohne viele Umschweife rede. Sie erwiesen meiner Tochter einen Dienst, und gestern habe ich einen guten

Eindruck von Ihnen gewonnen. Ich möchte Ihnen gefällig sein. Wenn es sich um nicht mehr als neuntausend Mark handelt, könnte ich vielleicht die Hypothek übernehmen, die man Ihrer Mutter gekündigt hat. Ganz wertlos wird sie doch wohl nicht sein."

Gerührt drückte Ellrodt ihm die Hand: „Sie sind sehr gütig, Herr Dering; aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß unser Haus durch bauliche Veränderungen, die während des letzten Jahrzehnts in seiner Umgebung vorgenommen wurden, zu sehr entwertet worden ist. Das haben alle Hypothekenbanken und alle Geldleute gesagt, an die sich meine Mutter in ihrer Verzweiflung gewendet hat."

„Sind Sie immer so offen und ehrlich, junger Mann?"

„Wie meinen Sie das? Hielten Sie mich für einen Schwindler?"

„Nein. Man muß nicht gleich unehrlich sein, wenn man es versteht, seinen Vorteil zu wahren. Ich sage Ihnen nochmal, daß es mir Vergnügen machen würde, Ihnen helfen zu können. Vielleicht gäbe es irgend eine andere Möglichkeit dazu, wenn Sie sich mir vertrauen wollen."

„Ich wüßte keine."

„Vielleicht durch ein Darlehn von einigen tausend Mark? Ich verlange keine Sicherheit und gebe es Ihnen, weil ich an Ihre Ehrlichkeit glaube."

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Dering! Aber ich mache keine Schulden, wenn ich nicht gewiß bin, daß ich sie jemals tilgen könnte. Wenn es mir nicht gelingt, mich in die Höhe zu arbeiten — mein ehrlicher Wille allein macht Sie nicht bezahlt."

Ungeduldig runzelte Dering die Stirn.

„So halbsstarrig dürfen Sie nicht sein! Sehen Sie denn nicht, daß ich es gut mit Ihnen meine? Ich will mich Ihrer annehmen, möchte Sie in mein Haus ziehen, vorausgesetzt, daß es Ihnen recht ist. Den Markenhandel betreibe ich nur als Liebhaberei, weil ich selber ein leidenschaftlicher Sammler bin. Ich könnte längst von den Zinsen meines Vermögens leben. Wenn Sie die Gastfreundschaft annehmen wollen, die ich Ihnen biete . . .“

„Verzeihen Sie, aber ich muß auch das ablehnen. Es wäre ebenso ehrlos wie der Mißbrauch Ihrer Freigebigkeit. Denn ich habe Ihre Tochter liebgewonnen. Und da ich bei meiner Vermögenslosigkeit und meinen unsicheren Zukunftsaussichten nicht in der Lage bin, um sie zu werben, habe ich mir vorgenommen, sie nicht wiederzusehen.“

Heinrich Dering's scharfe Augen sahen den Kandidaten durchdringend an. Mößlich zog er seine Brieftasche heraus, entnahm ihr mit leicht zitternden Fingern einen kleinen Umschlag und legte ihn auf den Tisch.

„Wenn Sie soviel Ehre im Leibe haben, junger Mann — ich habe auch die meinige. Da ist Ihre blaue Mauritius von 1847. Ich will Ihnen den Mann nennen, an den Sie diese Marke heute noch für fünf- undzwanzigtausend Mark verkaufen können. Ich glaubte erst, meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich sie gestern unter den anderen wertlosen Stücken fand, die Sie mir brachten. Aber ich konnte mich leicht überzeugen, daß sie echt ist. Nun bin ich in Ihren Augen ein Schwindler — nicht wahr?“

„Herr Dering,“ stotterte Bernhard Ellrodt, „was Sie da sagen — ist doch nur Scherz.“

„Nein! Es ist so, wie Sie eben hörten. Und wenn

Sie glauben, daß es mir leicht fällt, Ihnen das seltene Stück zurückzugeben, so irren Sie. Die Marke ist eine der größten Seltenheiten, die man kennt. Aber, wie gesagt: ich habe keine Lust, mich auf meine alten Tage von einem jungen Mann im Punkte der Ehre beschämen zu lassen. Ich bin wahrhaftig nicht hergekommen, um Ihnen das Kleinod wieder auszuhandigen, das in gewissem Sinne immerhin mein rechtmäßiges Eigentum war. Warum ich's nun doch getan habe, ist meine Sache. Und nun frage ich Sie, ob Sie heute mittag bei mir essen wollen. Gerade weil Sie meine Eva lieb haben, lade ich Sie dazu ein."

Da wurde Bernhard Ellrodt seinem Gelöbniß untreu. Er ging mit Heinrich Dering aus dem Hause als ein über alles Hoffen und Erwarten glücklicher Mensch.



Das Rätsel vom Kuckucksei

Von E. Schenckling

Mit 6 Bildern

Jedermann weiß, daß der Kuckuck seine Eier anderen Vögeln zur Bebrütung ins Nest legt. Man kennt in Deutschland rund hundert Vogelarten als Pflegeeltern seiner Brut. Das Kuckucksweibchen legt seine Eier vorzugsweise in Nester einer bestimmten Vogelart; an einem Ort werden damit die der Rotschwänzchen, an einem zweiten die der Würger, am dritten die des Bergfinken heimgesucht. Die Kuckuckseier sind wie die keiner anderen Vogelart nach Farbe und Zeichnung verschieden. Es gibt einfarbig lebhaft blaugrüne und solche mit spärlicher rötlich-lehmgelber Punktierung oder mit größeren dunkeln Flecken gezeichnete; solche von weißlicher, gelblicher, grünlicher, bläulicher, bräunlicher, rötlicher, roter, grauer, violett-grauer Grundfarbe, welche mit Punkten, Strichen, Zügen, Schnörkeln, scharfumgrenzten oder verwaschenen Flecken von schwarzer, violetter, rotbrauner, graubrauner, graugrüner oder rötlicher bis rostroter Farbe gezeichnet sind. Eine seltene Ausnahme ist es, wenn das Kuckucksei dem Nestgelege „zum Verwechseln“ ähnlich gefärbt und gezeichnet ist. Die Annäherung des Kuckuckseies an den Typus der Nesterier ist nicht häufig beobachtet worden. Unter einhundertneununddreißig Kuckuckseiern aus Würgernestern glichen nur zwölf diesem Typus.

Über die mannigfaltige Färbung des Kuckuckseies kann man die sonderbarsten Ansichten hören. Jedenfalls ist die Meinung, daß der Anblick des Nestgeleges auf das zum Legen im Begriff stehende Kuckucksweibchen derart einwirke, daß das legereife Ei Färbung und Zeichnung der Nesterier annehme, die absonderlichste.



Junger Kuckuck im Nest eines Rotkehlchens.

Es ist dies eine ebenso phantastische Annahme als der oft widerlegte, aber bei Laien unausrottbare Aberglaube vom „Versehen der Mutter“. Die Färbung der Eier

steht mit der Nahrung der Vögel im Zusammenhang. Die Eigenschaft jedes Vogelweibchens, stets Eier von gleichem Kolorit zu legen, vererbt sich auf die Jungen. Da nun jedes Kuckucksweibchen seine Eier stets derselben



Junger Kuckuck im Nest eines Rohrfängers.

Vogelart, von der es selbst erbrütet wurde, anvertraut, der ausgekommene junge Kuckuck von den Pflegeeltern auch mit dem gleichen Futter großgezogen wird, wie es die Mutter bekam, so bildete sich im Laufe der Zeit eine sichtbare Ähnlichkeit der Kuckuckseier mit den Nesteiern heraus. — Die Einschmugglung seiner Eier in fremde Nester ist für das Kuck-

ucksweibchen nicht so einfach. Abgesehen von der Größe des Vogels und der Kleinheit der Nester der Pflegeeltern, hat das Weibchen mit den Nesteigentümern, wenn es von denselben bei der Eiablage überrascht wird, nicht selten Kämpfe zu bestehen, wie das

in der Nähe des Nestes umherliegende Federn aus dem Brustgefieder des Eindringlings beweisen. Findet das



Grasmücke bringt dem jungen Kuckuck Futter.

Kuckucksweibchen das auserkorene Nest unbewacht, so wirft es von den darin enthaltenen Eiern eines oder zwei mit dem Schnabel hinaus und legt dafür sein Ei

in das Nest. Man hat beobachtet, daß diese Änderung des Nestinhaltes bereits einen Tag vor der Eiablage seitens des Kuckucksweibchens geschieht. Daß der Kuckuck die Eier der Nesteigentümer fresse, ist eine Fabel. Dieser gefräßige Vogel würde sich dann nicht mit einem Ei begnügen; er würde das gesamte Gelege vertilgen.

Die meisten Vögel legen, nachdem der Kuckuck sein Ei ins Nest gebracht hat, die zur normalen Gelegezahl gehörigen Eier nach, gleichgültig, ob und wieviel Eier der Kuckuck entfernte. Andere dagegen, wie der Zaunkönig, sind sehr leicht geneigt, das Nest zu verlassen. Am häufigsten findet man volle Gelege mit dem Kuckucksei bei Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Bachstelzen und Finken, während dies bei Rohrsängern, Schaffstelzen — gelben Bachstelzen — nur ausnahmsweise vorzukommen scheint.

Kümmert sich auch der weibliche Kuckuck nicht um die Brut, so hält er sich doch nach Ablage des Eies noch eine Zeitlang in der Nähe des Nestes auf. Manche Vögel verlassen ihr um das fremde Ei bereichertes Nest, und das Kuckucksei verdirbt dann samt den Nesteiern. Andere Vögel überbauen das Kuckucksei oder bauen es in die Nestwand ein, wodurch die Bebrütung ausgeschlossen ist; nicht wenige Eier gehen bei Kämpfen, die sich zwischen dem Kuckucksweibchen und den Nesteigentümern entspinnen, zugrunde. Endlich kommen junge Kuckucke um, da sie, falls die Mutter das Ei bei einem Höhlenbrüter unterbrachte, die Nisthöhle nicht verlassen können, oder wenn die Pflegeeltern bei der Abreise ihrer Genossen diesen sich zugesellten und mit davonzogen; doch ist auch beobachtet worden, daß Vogelwärchen an der Abreise nach dem Süden nicht teilnahmen und den wie in einen Käfig

eingeschlossenen jungen Kuckuck bis zum November hinein weiter fütterten.

Jedes Kuckucksweibchen legt nur ein Ei in jedes Nest. Finden sich zwei oder mehrere Kuckuckseier darin, so rühren dieselben von verschiedenen Weibchen her.

Über die Legezeit und die Zahl der von einem Kuckucksweibchen gelegten Eier findet man fast allgemein die Angabe, daß es jährlich vier bis sechs Eier, und zwar in Zwischenräumen von acht Tagen, lege, da sein großer Magen eine schnellere Entwicklung der Eier nicht zulasse. Es wurde durch die so äußerst ungleiche Entwicklungszeit der Eier am Eierstock angenommen, daß sich dieselben in Zwischenräumen von je acht Tagen zeitigen, daß also, da der Vogel gegen sechs Eier lege, die Legezeit volle sechs Wochen dauere. Der Schluß lag nahe, daß bei so langer Frist ein Selbstbrüten unmöglich sei. Wollte der Vogel am Schluß der Eiablage das Brutgeschäft beginnen, so wäre das Leben in den erstgelegten Eiern längst erloschen, bevor das letzte gelegt wurde, umgekehrt aber wären die ersten Eier schon zu Jungen der verschiedenen Stadien entwickelt, ehe das letzte Ei legereif sei. Ferner begründete man die langsame Eierentwicklung mit der ungemeinen Größe des Magens, welcher, den größten Teil der Bauchhöhle füllend, die Verkümmernng der Fortpflanzungsorgane zur notwendigen Folge habe. Jene außerordentliche Größe aber wäre durch die Hauptnahrung des Kuckucks, nämlich lang- und dickpelzige Raupen, geboten, weil der Magen dieses freßgierigen, stets heißhungrigen Vogels als Speicher für diesen haarigen Ballast neben anderen Stoffen dienen müsse. So be-
dinge also die Nahrung die Größe des Magens, dieser das Zurückdrängen der Fortpflanzungsorgane, daher die

so sehr langsame Entwicklung der Eier, und diese wiederum die Unmöglichkeit des Selbstbrütens. Als Waldvogel ist der Kuckuck auf die behaarten Baumraupen als Nahrung vorzüglich angewiesen. Bei diesen, mögen es nun die Raupen des Prozessionsspinners, des Kiefernspinners oder der Nonne sein, kommt die auffallende Erscheinung



Eine Grasmücke steckt dem jungen Kuckuck Futter in den Rachen.

vor, daß sie in einzelnen Jahren stellenweise in ungeheuren Massen auftreten. In normalen Raupenjahren lebt nämlich der Kuckuck über alle Waldpartien mehr oder minder gleichmäßig verstreut; in abnormen Jahren dagegen begeben sich größere Mengen dieser Vögel nach den von Raupen heimgesuchten Stellen und verweilen dort wochenlang. Der Kuckuck tritt in normalen Raupenjahren ziemlich dünn verteilt überall auf — sein lauter Ruf läßt eine solche Verteilung leicht erkennen.

Die Raupenmonate — Mai, Juni, Anfang Juli — sind nun gerade auch die Brutmonate der Vögel. Daraus folgt, daß der Kuckuck in vereinzelt Paaren dann nicht auf lange Zeit an die Jungen gefesselt, daß er vom Nestbau, Brut- und Fütterungsgeschäft entbunden

sein muß, um frei von derartigen Hemmnissen dorthin wandern und bleiben zu können, wo Raupen zur Nahrung zu finden sind. Die Vögel ziehen sich in einer Anzahl, welche der Masse der auftretenden Raupen entspricht, zusammen. Von den mannigfachen Beobachtungen, die in dieser Hinsicht gemacht worden sind, sei hier nur einer gedacht, die Naumann, der Großmeister der deutschen Ornithologie, machte, nach welcher in einem nur dreißig Morgen großen Kiefergehölz gegen hundert Kuckucke sich herumgetrieben hätten, angelockt durch größere Mengen der Nonnenraupe.



Eine Grasmücke füttert den aus dem Nest entwichenen jungen Kuckuck.

Wird also dadurch allein schon das Nichtbrüten des Kuckucks teilweise erklärt, so ist als zweiter Grund der außergewöhnlichen Fortpflanzungsweise dieses rätselhaften Vogels die eigentümliche Bildung seiner Befiederung anzuführen; dem Kuckuck ist es unmöglich, die Seitenfedern seiner Unterseite so zu lüften, daß, im Falle er auch brüten wollte, seine Eier in unmittelbare Berührung mit seinem Körper kämen und so die zur Entwicklung nötige Wärme erhielten. Der Kuckuck kann also nicht brüten; er kann keine Brutflecke bilden, nicht

einmal nach Weise der Schwimmvögel durch Ausrupfen von Federn, da er sich dann der seitlichen Flurfedern berauben müßte und nicht mehr imstande wäre, seitlich wärmend mit seinen Federn das Gelege zu umfassen. Wenn er unter diesen Umständen nun nicht brütet, so



Junger Kuckuck ungeduldig. Wiesenlerche als Pflegevater.

wird sein Verhalten, seine Eier in fremde Nester zu legen, erklärlich erscheinen.

So wird durch das Fortpflanzungsgeschäft des Kuckucks ein Naturmosaikbild vor uns entrollt; Wald, Waldraupen, Kuckucke, viele Paare kleiner Vögel, in deren Nester der Kuckuck legt, die Pflanzen, worin diese bauen, die Nahrung, welcher sie selbst und ihr Pflegekind bedürfen, und alle Triebe und Lebensäußerungen

dieser Wesen bilden die Hauptbestandteile dieses Bildes. Nehmen wir auch nur einen Zug heraus, so verzerrt sich sofort das ganze Bild, die schöne Harmonie ist gestört. Je größer die Absonderlichkeiten im Leben des Kuckucks, desto besser stimmt jeder Zug seines Lebens zum Zusammenhange mit den übrigen Eigenschaften.



Konservierungsmethoden im Insektenreich

Von Adalbert Forstreuter

Mit 2 Bildern

Salomo nannte schon darum die Ameisen „weiser als die Weisen“, weil sie für den Winter zu sorgen wissen. Wie groß wäre aber sein Staunen gewesen, wenn er das, was man heute bei diesen winzigen Geschöpfen an sozialen und sonstigen Leistungen kennt, gewußt hätte. Wie mühevoll muß menschlicher Geist erst Schluß um Schluß ziehen, ehe die nach außen wirkende Absicht zur Tat wird. Und wie oft geht sie dann noch fehl. Wir kannten alle die Art und Weise, Fleischwaren dauerhaft zu machen, unser Getreide vor mannigfachem Verderben zu bewahren. Als es seit dem Kriege notwendig wurde, für die Allgemeinheit zu sorgen, mußten empfindliche Fehlschläge unsere Aufmerksamkeit schärfen. Wohl und Wehe des einzelnen ist innig mit dem des Ganzen verflochten und nötig zu zweckentsprechendem Handeln. Salomo mochte es in Staunen versetzt haben, als er beobachtete, daß dem Menschen Ähnliches vorenthalten blieb. Aber er vergaß die Frage zu stellen: „Wie kommt es, daß jene gesammelten Körner in den ‚Schatzkammern‘ der Ameisen nicht keimen und verderben?“ Die Ernteamaisen, unter welchen Namen die verschiedensten Körner sammelnden Arten heute zusammengefaßt werden, „erkannten“ früher als der Mensch, daß zum Keimen nicht nur Wärme, Licht und Sauerstoff gehören, sondern daß noch ein anderer das Keimen anregender und fördernder Einfluß wirksam sein muß. Denn jene drei Bedingungen sind in den unterirdischen Wohnungen dieser sozialen Gesellschaften gegeben. Und doch kommt das Keimen nur sehr selten vor. Man glaubt heute bestimmt annehmen zu können, daß kleine Spaltpilze die zarten

Keimtare des Kornes öffnen. Die Ameisen müssen also die Samen von den Spaltpilzen befreit haben, was sie wahrscheinlich durch Befechten mit der ihnen immer zur Verfügung stehenden Ameisensäure ausführen. Einfache Versuche haben diese Annahme halb und halb bestätigt. Die Ameisen verachten aber auch das Trocknen als Konservierungsmittel nicht. Nach Überschwemmungen schleppen sie die Samereien ins Freie, bis diese einen gewissen Grad der Festigkeit wieder erlangt haben. Sofern Keimungen trotz der vielerlei Mühe eintreten, werden die Würzelchen im frühesten Stadium durchgebissen.

Die Blattschneiderameisen führen uns mit ihren „Pilzgärten“ schon ins Gebiet des Seltamen, denn unsere Wissenschaft sucht hier vergeblich nach stichhaltigen Erklärungen. Wunderbar muß jedem aufmerksamen Beobachter schon die Gepflogenheit dieser Insekten vorkommen, aus Blattstücken bestimmter Pflanzenarten einen Brei zu bereiten, und in diesem Brei einen Pilz zu züchten, dessen Knötchenbildungen das Universalfutter der Ameisenkolonie liefern. Die Frage, warum in diesem Blattbrei nur ein bestimmter Pilz wuchert — es ist ein Hutpilz, *Rhizites gongylophora* —, warum die in gärenden und verwesenden Stoffen sonst so schnell auftretenden Faden- und Spaltpilze hier nicht erscheinen, warum ferner dieser „Hauspilz“ so schnell und ausgiebig Material liefert, und noch andere beschäftigten schon manchen Forscher. Die Ameisen geben in diesem Falle ein Konservierungsbeispiel vollkommenster Art. Immer wieder taucht in Gedanken an diese merkwürdige Staatsversorgung bei mir das an sich unsinnige Bild von einem Brot- und Fleischberge im Herzen Deutschlands auf, der wächst und wächst, während Ströme

von Nahrungsmitteln nach den Grenzen hin abfließen und kaum verzehrt werden können. Daß die Ameisen das zweckentsprechende Nährmaterial fanden, ist zu begreifen. Wie aber werden die zersetzenden Bakterien davon abgehalten? Man könnte vielleicht an eine sachgemäße Konservierung der Blattstücke denken. Dann erhebt sich die Frage: Wie ist es möglich, daß Rhizites nicht mit getötet wird, vielmehr kräftiger als im Freien wuchert? Sollten die Ameisen eine so bis ins einzelne dringende Fähigkeit der Unterscheidung von Keimen haben, die wir nur mit einem scharfen Mikroskop wahrnehmen? Am ehesten könnte man noch an die Fähigkeit glauben, die Luft in ihren Kammern so zu „sterilisieren“, daß die Möglichkeit darin zu leben nur für den vielleicht besonders widerstandsfähigen Rhizites bestehen bleibt?

Die Honigameisen vermögen durch von ihnen angewendete Mittel den Honig vor dem Verderben zu bewahren, was einen ganz erstaunlichen Grad in der Entwicklung wirtschaftlicher Instinkte verrät. Um den Honig flüssig zu erhalten, deckeln die Bienen die Waben zu. Wir kennen das Verfahren, den Honig vor dem Verzuckern zu bewahren, noch nicht. Die Ameisen können das nicht, schon weil sie die Herstellung der Waben nicht kennen. Sie besitzen aber die Erfahrung, daß ihr Honig sich vorzüglich in ihrem Darmkanal aufbewahren läßt, ohne Veränderungen zu erleiden. Arbeitskräfte hat man in diesem Staat im Überfluß. Aus diesen beiden Erfahrungen ergibt sich das für ein Ameisengehirn natürlichste, für den Menschen seltsamste Konservierungsmittel. Fünf- bis sechshundert Arbeiter lassen sich geduldig von ihren Genossen den schlanken Leib mit süßem Honig füllen. Aus dem schlanken Leib

wird ein unförmlicher Sack, als bestände die Haut aus Kautschuk. Nun hängen sich die mit Honig gefüllten Tiere an der Decke des Baus auf und bleiben von diesem Zeitpunkt an unbeweglich, nehmen aber immer noch bereitwillig den aus Blattgallen bereiteten Honig, bis schließlich an der Decke nur noch lebende Kugeln hängen.



Honigkonservierung bei den Honigameisen.

An der Decke des Gewölbes hängen die von den Ameisen mit Honig angefüllten lebenden Genossinnen als „Honigtöpfe“.

Erwähnenswert ist hierbei, daß die zu „Honigtöpfen“ bestimmten Tiere nicht etwa eine eigene Art unter ihren Genossinnen darstellen, die durch besondere Veranlagung oder Körperbildung sich zu diesem Beruf eignet, es sind vielmehr völlig normal gestaltete „Durchschnittsgeschöpfe“ ihrer Gattung, die mit Honig aufgefüllt werden. Für die Zeiten eintretenden Mangels

verfügt der Ameisenstaat nun über Hunderte Honigtöpfe mit frischem Inhalt. Eine Hungerzeit würde in jedem Winter für die Ameisen eintreten, wenn sie nicht Vorräte aufspeicherten, da ihre Honigquelle nur im Sommer fließt. Sie holen sich nämlich den süßen Saft aus den Gallen einer Zwergeiche, die durch den Stich einer Gallwespe erzeugt werden und im Winter vertrocknen. Mit diesem Honigvorrat versehen die Ameisen nun auch hauszuhalten; es herrscht bei ihnen das natürlichste Verteilungssystem, das man sich denken kann. Der Nährinstinkt der lebenden Töpfe läßt sie jedem Fordernden das ihm zukommende Maß, besser den notwendigen Schluck, genau abmessen.

Den Trocknungsprozeß als Konservierungsmittel wenden die Termiten unter Umständen an, die ihn zum Mumifizierungsvorgang stempeln. Die Tiere tapezieren die Wände ihrer Kammern mit einer festen Masse aus dem verdauten und durch den After entleerten Abraum. Die Vorratskammern werden infolgedessen zu Höhlen, in denen dauernd bestimmte Luft- und Wärmeverhältnisse herrschen. Hier trocknen die Körner ziemlich rasch ein, ohne daß sich auch nur ein Keimling regte. — Viel mütterliche Voraussicht beweist die Art und Weise, wie das Weibchen des Pillendrehers, des einst von den Ägyptern heilig gehaltenen Skarabäus im nordafrikanischen Gebiet, die sogenannte Brutpille formt und zusammenbackt. Der berühmte „Insekten-Jahre“ hat Pillenbereitung und Brutgeschäft einer südfranzösischen Art höchst anziehend beschrieben. Die aus frischem Schafsdünger hergestellte Pille hat die Größe und Form einer mittleren Birne. Ihre inneren Schichten sind mit äußerster Sorgfalt ausgesucht, von der Mutter gefaut und als wahre „Kinderkreme“ in der Mitte der ur-

sprünglichen Kugel untergebracht. Die ganze Pille besteht aus der zuerst hergestellten Nährkugel und dem daraufgesetzten Ellipsoid, der „Kinderwiege“. Die äußeren Schichten sind so bearbeitet, so fest gefügt, daß auch die heißesten Strahlen der Provence Sonne nicht hindurchdringen können, um dem „Kinderbrei“ den frischen Ge-



Pillendreherkäfer rollen ein von ihnen rundgeformtes Kotstück ihrer Höhle zu, wo es, nachdem ein Ei darauf gelegt ist, mit einer neuen birnenförmigen Schicht bekleidet wird.

schmack zu nehmen oder gar eine unerwünschte Gärung hervorzurufen. Nicht nur daß hier mit einfachen Mitteln die Nahrung frisch erhalten wird, sondern sie steht auch ohne weiteres der auschlüpfenden Made sofort zur Verfügung, da das Ei auf die ursprünglich kugelige Kotpille aufgeklebt und von einer gemeinsamen Schicht umhüllt wurde. Das Ei wird gleichsam mitkonserviert.

Junges, von der mütterlichen Pflege schon abge-
zweigtes Leben mitsamt seiner Nahrung zu konservieren,
geschieht in der Natur noch in einer ganzen Reihe von
anderen Fällen. Auch ein gewisser Wechsel in den Mit-
teln ist zu finden. So beweisen mehrere Wespen- und
Fliegenarten, daß die Säure als Mittel gegen Spalt-
pilze im Insektenreich früher bekannt war, als der
Mensch diese Einsicht erwarb, ja ehe er überhaupt an
Konservieren denken konnte. Die meisten Gallen ent-
halten sehr viel Gerbsäure. Und in den Gallen sitzen
bekanntlich die Maden jener Wespen und Fliegen, denen
die Säure durchaus nicht schadet, während sie sonst in
jedem Insektenmagen eine heftige „Kolik“ hervorruft.
Das Trocknen als Hilfsmittel wird auch hier nicht ver-
schmäht. Noch während die Made frisst, bildet sich um
manche Galle eine holzige Rinde als Abschluß gegen
Pilze und andere Eindringlinge. — Der Leim, mit dem
manche Spinner ihre Gewebe durchtränken, macht diese
fast keimfrei und wirkt wie eine um die Puppe gelegte
Sterilisierschicht. Ähnlich wirken die harnsauren Salze,
die manche ölkäferartige Insekten in ihrem Magen
bereiten.

Das Konservieren mit Zucker oder Zuckersäften ist
im Insektenreich durchaus nicht unbekannt. Die meisten
„angestochenen“ Früchte nehmen an Zuckergehalt rasch
zu. Inwieweit diese plötzliche Anreicherung eine natür-
liche Folge der durch das Insekt erregten Schnellreife
ist oder eine beabsichtigte Veränderung, ist noch nicht
genau untersucht. Beide Möglichkeiten, verknüpft durch
Ursache und Wirkung, dürften, wie so häufig, als einer
jener Fälle gelten, wo Mutter Natur zwei Fliegen mit
einer Klappe schlägt. Das Insekt hat die Reifungs-
vorgänge seit Billiardengeschlechtern „studiert“ und

nun das Mittel gefunden, die Zuckerbildung zu beschleunigen, um den vielerlei Pilzkeimen den Eintritt von vornherein zu verwehren. Man lasse eine vom Pflaumenwickler angestochene und eine von ihm unberührte, abgepflückte halbreife Frucht an der Luft liegen. Dort starke Zuckerbildung und allmähliches Einschrumpfen der äußeren Haut — wenn die Made schon groß genug war —, hier bald einsetzende Fäulnis, die ohne wesentliche Zuckerbildung die Frucht in eine faulende Masse auflöst.

Bei der sogenannten Kaprifikation der Feigen hat der Mensch jene Fähigkeit des Insekts für seine Zwecke nutzbar gemacht. Er sorgt dafür, daß die sonst nur in den Früchten des wilden Feigenbaumes lebenden Maden der Feigengallwespen in die Blütenkrüge seiner gezüchteten Pflanzen eindringen und durch ihren Lebensprozeß eine stärkere Zufuhr von Saft und umfangreichere Zuckerbildung bedingen.

Die Sonnenstrahlen werden von vielen Insekten als pilzkeimtötendes Mittel benützt oder auch zum schnelleren Trocknen verwendet. Unter den Gallwespen und Mörstelbienen gibt es einige Arten, die sich ihrer bedienen. Nicht unbekannt ist manchen Insekten, daß Wasserverringerung an sich schon die Fäulnis fernhält. Einige Käfer und Kleinschmetterlinge suchen deshalb durch Stiche an schlaue gewählten Stengelteilen die Saftzufuhr nach Früchten oder Blättern zu unterbinden. Die Schildläuse kennen das Mittel, durch Wachsüberzug ihre Eier samt der Nährstelle für die kleine Made vor den „Übeln dieser Welt“ zu schützen. Die Mütter sehen darin sogar den höchsten Zweck ihres Daseins; denn ihr eigener, erst zuletzt mit Wachs durchtränkter Körperschild soll diesen Schutz besorgen, darum sterben sie nach

der Eierablage dahin. — Bei solcher Mannigfaltigkeit in einem Gebiet, in dem der Mensch zumeist mit viel wissenschaftlichem Aufwand beabsichtigte Wirkungen erzielt, taucht die Frage nach der Ursache für so glanzvolle Leistungen mit so geringen Mitteln auf. Diese Frage wird zeitgemäß beantwortet werden können mit dem dauernden Kriegszustand in der Natur, der allen im Lebenden verborgenen „Witz“ auf den Plan rief.



Die Wirkung des Lichtes auf das Gedeihen der Bäume

Von Theodor Weber

Blicken wir bei hellem Mittagssonnenschein vom Aussichtsturm eines lückenlos bewaldeten Berges nach unten, so können wir nicht den bescheidensten Sonnenstrahl den Bau durchdringen sehen. Steigen wir aber hinab, treten wir unter die Bäume und schauen wir nun in die Höhe, so gewahren wir bald hier, bald dort eine kleine Lücke, durch die ein paar Lichtstrahlen auf den Boden fallen. Verändern wir unseren Standpunkt auch nur um einen Schritt, sogleich sehen wir neue Lücken, durch die das Licht hereindringt. Und wenn die Erdkugel sich binnen der nächsten zehn Minuten einige Tausend Kilometer nach Osten gedreht hat, so ist auch der Lichtkringel am Boden, auf den wir den Blick gerichtet hielten, weitergewandert, und der Einfallöffnung entsprechend größer oder kleiner geworden, oder ganz verschwunden. Wie erklärt sich nun dieser verschiedene Anblick von oben und von unten? Beruht der von oben erhaltene nur auf Täuschung?

In gewissem Sinne, ja. Der grüne Laubmantel, den wir je nach der Höhe des Standpunktes mehr oder weniger eben gestaltet erblickten, ist ja in Wirklichkeit zusammengesetzt aus einzelnen Baumkronen. Jede einzelne Baumkrone besteht aus Tausenden, nach allen Richtungen gestreckten Blättern. Die Oberfläche unserer Waldbaumblätter, auch der Nadelhölzer, die im Gegensatz zur unteren Seite mehr oder weniger glatt ist, wirft das Licht zurück. Die Lichtstrahlen liefern gleichzeitig auch Wärme, die sich in der wärmsten Jahreszeit vom Mittag an zur größten Hitze steigert. Gegen dies Uebermaß von Licht und Wärme schützen sich die Waldbäume

und Pflanzen durch ihre Belaubung. Der Widerstand ist oben auf der Baumkrone am größten und nimmt nach dem Innern zu immer mehr ab, da hier, im Halbschatten, umgekehrt ein lebhaftes Bedürfnis nach Licht besteht.

Wie wird nun dieses Bedürfnis befriedigt? Zum kleinen Teil werden nur die obersten Blätter vom Licht durchdrungen. Viel erheblicher jedoch, und zwar mit etwa zehn Prozent der Gesamthelligkeit, wird das überschüssige Licht zurückgeworfen, wodurch allmählich und abwechselnd die Nachbarblätter nach allen Richtungen betroffen werden. Abhängig ist dieser Wechsel vom verschiedenen Tageszeitstand der Sonne. Und dieser Umstand: ob die Sonnenstrahlen nahezu senkrecht oder in mehr oder weniger spitzem Winkel auf die oberen Teile der Bäume scheinen, gibt erst den Deffnungen in der Belaubung ihre Bedeutung.

Beobachten wir vom Waldboden aus eine eben beschienene Einfallstelle, so fällt uns auf, daß die wenigen hindurchgelangenden Strahlen nicht gerade hereinfallen; sie werden nach allen Seiten verteilt und zerstreut. Daher gelangt auf den Waldboden fast nur sogenanntes zerstreutes, diffuses Licht.

Die so entstehenden Lichtkringel in ihren ständig wechselnden Bewegungen im Formen sind ein Hauptliebkeiz des Waldes. Doch wir denken nicht darüber nach, welche große Bedeutung sich in dieser Erscheinung verbirgt. Professor Ramann-München unterzog sich der Mühe, an jenen Bodenlichtern die Gesamtmenge eingestrahlten Lichtes in verschiedenen Waldbeständen zu messen. Er benützte dazu ein mit Hilfe des äußerst lichtempfindlichen Selens konstruirten Lichtmesser, ein Photometer. Die Lichtmenge, welche durch diesen Apparat hindurch

eine Normalkerze aus einem Meter Entfernung auf einen Quadratcentimeter Fläche wirkt, heißt ein Lux. Eine fünfzehn bis vierzig Kerzen starke Lampe liefert also in einem Meter Abstand fünfzehn bis vierzig Lux. Ramanns Auge gewöhnte sich allmählich so an das Lichtschätzen, daß es fast die Sicherheit des Apparates erreichte. Gemessen wurde von neun Uhr vormittags bis fünf Uhr nachmittags der Monate Mai bis August, jedoch nur an hellen, wolkenarmen Tagen. Dabei wurden stets Kreise von acht Meter Durchmesser gewählt, wobei der in der Kreismitte an einer vier Meter langen Leine befestigte Apparat zirkelmäßig an der Peripherie des Kreises herumgeführt wurde. Zum Vergleich wurde vorher jedesmal die Tagesbeleuchtung im Freien gemessen. Diese betrug bei sehr niederem Sonnenstand einhundertfünfzig bis zweihundert Lux, bei niederem zweihundertfünfzig bis dreihundert, bei mittlerem vierhundertfünfzig bis fünfhundertfünfzig Lux. Die hohen und höchsten Tagesbeleuchtungen waren durch den Selenlichtmesser nicht bestimmbar; doch diese Grade kommen ja auch im Walde nicht vor. Hier wurden als Höchstzahl nur zweihundertfünfzig Lux gemessen, und zwar in einem etwa sechzigjährigen Mischwald von Eichen und Buchen. Unter sechzig- bis achtzigjährigen Eichen allein wurden am Chiemsee bei dicht geschlossenem Bestand einhundertzwanzig bis einhundertsechzig Lux, bei lockerem Bestand einhundertachtundsechzig bis zweihundertfünf Lux gemessen. Unter sieben Meter hohen Buchen bei Illertissen betrug die Lichtmenge bei Dichtbestand nur fünfundachtzig bis sechsundneunzig, bei lockerem einhundertdreißig bis einhundertachtundfünfzig Lux. Noch dunkler ist's im dreißigjährigen Tannenwald, hier herrschten nur zweiundsiebzig bis einhundertvier Lux. Am wenigsten Licht aber wurde

in einem fünfundzwanzigjährigen Fichtenwald gemessen, nämlich nur vierundvierzig bis zweiundsiebzig Lux. Und erst im Alter von einhundertdreißig Jahren gestattete ein geschlossener Fichtenwald bescheidene zweiundneunzig bis hundertsechzehn, ein lockerer hundertsechundsiebzig bis zweihundertvierzig Lux den Zutritt ins Waldinnere. Am licht- und durchlässigsten und schattigsten sind demnach die Fichten-, dann folgen die Tannen-, im weiten Abstand die Buchen- und endlich die Eichenwälder.

Diese Feststellungen sind für die natürliche Verjüngung eines bestimmten Waldes sehr wichtig, denn jeder Waldbaumsame keimt nur bei einer ganz bestimmten Lichtmenge. So fand Ramann, daß Tannenansflug genau fünfundneunzig bis hundertfünf Lux, Fichtenansflug hartnäckig hundertzwanzig bis hundertvierzig Lux benötigt; nicht mehr und nicht weniger. Ohne äußere Einwirkungen, wie Wind- und Schneebruch, Blitzschlag und Brand, besonders aber ohne fleißiges Durchforsten seitens der Forstpfleger, wäre also jeder junge Nachwuchs im Tannenwald beinahe, im Fichtenwald jedoch ganz unmöglich. Ganz anders sind die Verhältnisse im gemischten Walde. Hier ist die junge, Schatten und Kühlung liebende und spendende Fichte ihren Laubholz-nachbarn zunächst sehr willkommen. Da sie aber sehr schnell wächst und ihre Nachbarn überholt, wird ihre frühere Wohltat bald zur Plage. Nach jedem Regen, wenn Eichen und Buchen längst wieder trocken sind, trieft es noch Stunden und Tage lang von den Millionen Fichtennadeln auf die diesem dauernden Gußbad nicht angepassten Laubblätter herab, so daß diese Bäume in regenreichen Sommern überhaupt nicht trocken werden. Hier heißt es für den Forstmann, rechtzeitig der Natur zu Hilfe zu kommen, den Mißstand der Lichtbedürfnis-

losigkeit der Fichte durch Abholzen zu beseitigen. Weiterwachsenlassen würde zum Schaden des Gedeihens der Waldbäume werden und damit am Volksvermögen.

Denselben Grund hat die Tatsache, daß es so wenig reine Eichenwälder gibt. Die Eichenblätter nehmen nur achtundvierzig Prozent der roten Lichtstrahlen auf, die Buche dagegen fünfundneunzig. Der Forstwirt erzielt durch Mischung beider Bäume eine bessere Ausnützung der reichlichen Lichtzufuhr. Ueberwachsen darf allerdings die Buche die Eiche auch wieder nicht, da die Eiche das auf die Dauer nicht verträgt. Das gefährliche Alter ist hier die Sechzig; bis Ende der Fünfzig wächst die Buche schneller als die Eiche. Hat die Buche bis dahin die Eiche nicht erreicht oder überholt, so ist die Gefahr für die Eiche vorüber, denn von nun an wächst sie schneller als die Buche. Jede Baumart hat ihr eigenes inneres Wachstumsgeßetz oder, wie es der Forstmann nennt, ihre „große Periode“. Ja, sogar bei ein und derselben Baumart, den Buchen, findet man sogenannte Licht- und Schattenbäume, die sich nicht gut miteinander vertragen. Die Lichtbuchen wachsen gerade aufrecht und sind ziemlich empfindlich gegen Beschattung, die Schattenbuchen dagegen verzweigen sich stark in die Breite, auch nach unten. Sie sind die Anpassungsfähigeren. Durch die Einwirkung des Lichtes öffnen sich die Knospen oft mehrere Tage früher und sind anderseits bei Bloßstellung nicht so empfindlich gegen mehr Licht als ihre Schwestern gegen mehr Schatten.

Am bedeutsamsten ist jedoch die größere oder kleinere Menge des einfallenden Lichtes für die Holzentwicklung. Drei Umstände sind dafür von Einfluß. Erstens die geographische Breite, die in Montpellier 72000, in Davos 78000 Wärmeeinheiten auf den Quadratmeter

Baumfläche an jährlicher Zustrahlung gestattet, im lichtärmeren Potsdam dagegen nur 54000. Zweitens das Baumalter. Für Potsdam beträgt bei fünfunddreißigjährigen Kiefern der höchste Zuwachs in einem Jahr 14 Kubikmeter, bei hundertjährigen nur 6,8 Kubikmeter. Und drittens die vorhandene Anlage zur größeren oder geringeren Verzweigung der einzelnen Baumarten. Eine ganze Anzahl unserer Laubhölzer besitzt auch im Kroneninnern belaubte und nach außen stets fortwachsende Zweige, so die Ulme, die Rot- und Weißbuche. Eine weitere Anzahl Waldbäume bleibt innerhalb der Krone kahl, und die Zweige zeigen im Alter keine Neigung fortzuwachsen; dies ist der Fall bei Kiefer, Lärche, Birke und Espe. Eine dritte Anzahl ist innen kahl, läßt aber ihre Zweige auch im Alter fortwachsen, so die Eiche, Esche und Schwarzpappel. In der Art der Verzweigung, besonders der im Kroneninnern, liegt die Fähigkeit zu größerer oder kleinerer Lichtaufnahme. Daher trifft man im hohen Norden so wenig Schattenhölzer, das heißt solche mit innen belaubten Zweigen. Letztere können bei dem dortigen niederen Sonnenstand und dessen kurzer Dauer nicht gedeihen, ebensowenig wie das Unterholz und die bei uns so prachtvoll wirkenden Hängezweige der Birke.

Aus dem Zusammenwirken jener drei Lichtfaktoren hat die Forstwissenschaft als Gesetz gefolgert: der Kubikinhalt der Stämme entspricht der Menge aufgenommenen Sonnenlichtes, die Zweig- und Reissmenge dagegen steht zu ihr im umgekehrten Verhältnis.

Unsere wenigen Beispiele dürften genügend die hohe natürliche und wirtschaftliche Bedeutung der Wirkung des Lichtes im Walde gezeigt haben.



Mannigfaltiges

Der schwimmende Jäger. — Im Jahre 1615 machte Franz Keßler von Weklar einen von ihm erdachten „Wasserharnisch“ — eine Art Taucherglocke aus Leder — bekannt. In diesem Apparat steckend, sollte jemand „etliche Stunden, ohne Schaden Leibes und Lebens, unter Wasser seyn und nach Belieben sein Vorhaben verrichten“ können. Gleichzeitig lenkte er die Aufmerksamkeit auf einen „Schwimmgürtel“, den er zwar nicht erfunden habe, der aber nur wenigen vor Augen gekommen sei. Dieser Schwimmgürtel sei ein sehr „nothwendiges, nutzbares, löbliches Instrument. Er mag fürwahr von allen reißigen Personen, weß Standes und Würden sie auch seyen, wohl beachtet werden, sintemal man allezeit einen solchen Gürtel ohne alle Verhinderung an seinem Leibe tragen, und im Fall der vorstehenden Wassergefahr hat man ihn gar bald aufgeblasen, und sein Leben hierdurch, wie gefährlich ansonsten auch die Wassersnöthe oder Schiffbrüche wären, zu erretten gänzlich zu hoffen“.

Vor allem brauchte man eine aus Leder gemachte „wohlgenähte“ Hose, deren Bund bis über die Leibesmitte reichen mußte, wo er fest anschließen müsse. Dann waren lederne Schwimmgürtel nötig, die man oberhalb der Knie um die Schenkel mit Riemen befestigte. Kunstreich versteppt und mit Pech verdichtet, wurden auf diesen Gürteln je zwei Säcke aus Hundshaut festgenäht; „Windsäcke“ nannte sie Keßler. In diesen Windsäcken waren an der Spitze luftdicht verschließbare Röhrchen, „Windröhrlein mit Ventosen“ — Ventilen — versehen, eingefügt, womit die Windsäcke aufgeblasen wurden. Die Länge dieser Röhrchen sollte so groß sein, daß man auch im Wasser gehend, wenn es nötig wurde, bequem Luft einblasen konnte. Um im nassen Element das Gleichgewicht zu erhalten, waren „zwei bleierne Fußsohlen erforderlich, welche so schwer seyn müssen, daß solches Gewicht, nachdem die Säcke voll Windes geblasen seyen, den Oberleib des Menschen völlig überwiegen“. Diese Sohlen dürften indes nicht unachtsam festgebunden werden, denn wenn sie einem entglitten, so würde der Kopf, „ehe es einem lieb wäre, im Wasser hangen“. Um



Schwimmgürtel und Rudervorrichtung an den Füßen
aus dem Jahre 1615.

sich im Wasser fortbewegen zu können, bedurfte es noch einer Vorrichtung: sogenannter „Floßfedern“, die an den Beinen festgebunden wurden. In einem Scharnier beweglich, ermöglichten diese „Ruder“ eine Art der Wasser- verdrängung, wie dies „den Gänsen und anderen Wasservögeln“ mit ihren „breiten Füßen“ möglich ist. Bei Vorwärtsbewegung der Beine stellten sich diese im Scharnier beweglichen Floßfedern „hinter sich“; „wenn man aber die Füße rückwärts bewegte, standen die Floßfedern steif vom Bein ab“ und verdrängten so das Wasser gleich einem Ruder. „Nothwendig wird Einer dadurch sich, wie schwer er auch sey, gleich einem Schiff, welches durch Riemen fortgezogen, vorwärts bewegen können, wohin er will.“

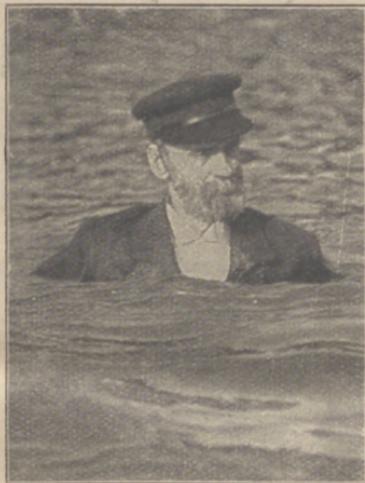
Keppler empfahl diesen Apparat für Jäger, die damit, um Wildbret zu schießen, über alle tiefen Wasser oder Seen hingehen könnten, wie es ihnen beliebe. Aber auch dazu sei diese Vorrichtung gut, um in Kriegszeiten in einem stillstehenden Ge-



Apparat, der es ermöglicht, im Wasser zu gehen.

wasser einen „Schatz oder Geld und geheime Dinge zu verbergen“. Zu diesem Zweck beschrieb er genau, wie man eine solche Stelle mit einem „Ortforscher“ wiederfinden könne.

Es liegt im Wesen gewisser technischer Erfindungen, daß sie mehrmals gemacht werden. So erdachte in unserer Zeit



Im Wasser gehender Mann.

ein Londoner Schneidermeister einen Apparat zum Gehen im Wasser, der im wesentlichen derselbe ist, wie ihn Franz Keßler 1615 beschrieb. Beim modernen Apparat handelt es sich nicht um bleibeschwerte Schuhe; hier sind es je zehn Kilo schwere metallene Gasmaschen, deren kupferne Flügel sich beim Schreiten im Wasser abwechselnd öffnen und schließen. H. Crus.

Der bezauberte Tod.

— Zu einer Zeit, als im übrigen Europa die

größten und wertvollsten Entdeckungen auf dem so wichtigen Gebiete der Anatomie gemacht worden waren, herrschten in Rußland noch die abergläubischen Anschauungen des frühesten Mittelalters. Bonifazius VIII., der seit 1294 auf dem päpstlichen Stuhle saß, belegte in einer seiner Bullen alle, die es wagten, einen menschlichen Leichnam zu zergliedern, oder seine Gebeine zum Zwecke anatomischer Untersuchungen zu präparieren, mit dem Kirchenbann. Unter den größten Schwierigkeiten entwickelte sich durch die Arbeiten unerschrockener Männer der verschiedensten Nationen das Studium des menschlichen Körpers und seiner wichtigsten Organe, bis Harvey (1578—1657) die bedeutsame Lehre vom Kreislauf des Blutes

begründete. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bereicherte eine große Zahl von Forschern die Kenntnisse der Anatomie, die einen vorläufigen Abschluß in den Arbeiten des 1777 gestorbenen Albrecht von Haller gefunden haben. Zur selben Zeit, als Haller wirkte, standen in Rußland die Ärzte noch auf einer sehr tiefen Stufe der Erkenntnis, und im Volke waren die abenteuerlichsten Geschichten über fremde Gelehrte verbreitet, die es wagten, dem Studium der Anatomie im Reiche des Zaren die Wege zu bereiten. Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts lebte zuerst in Moskau und dann in Petersburg als Leibarzt des Zaren ein Holländer, der Wundarzt Quirinus, dem die besondere Aufgabe gestellt worden war, das anatomische Wissen unter russischen Medizinnern zu verbreiten. In seinem Arbeitszimmer befand sich zum Zwecke des Unterrichts unter anderen notwendigen Hilfsmitteln auch ein sehr schön präpariertes menschliches Skelett. Das kunstvoll in allen Gliedern bewegliche Knochengengerüst hing an einem in der Wand befestigten Haken über dem Arbeitstische des Arztes. Quirinus war ein leidenschaftlicher Musiker, der die Laute ebensogut als die Flöte zu spielen verstand. Eines Tages musizierte er in seinem Arbeitsraum; durch den Klang seiner Flöte angelockt, suchten zwei rechtgläubige Russen einen Einblick in das Zimmer zu gewinnen, in dem der Arzt seinem Skelett gegenüberstehend musizierte. Mit Grausen gewahrten die beiden bärtigen Russen den nach ihrer Meinung gräßlichen Zauber, den der fremde Doktor trieb. Durch das offene Fenster sahen sie, wie sich der Knochenmann nach dem Takt der Musik bewegte; sie waren überzeugt, daß Quirinus den Tod nach seinem Willen zu tanzen nötigte. In ihren verwirrten Gehirnen setzte sich die Überzeugung fest, daß der Holländer ein gefährlicher Zauberer sei, der durch geheimnisvolle Künste die Pest über die Bewohner Petersburgs bringen könnte. Das Gerücht über dieses frevelhafte Treiben pflanzte sich unter den Russen um so rascher fort, als zu jener Zeit viele Menschen an Krankheiten starben, die nach der Meinung aller Leute vorher in der Hauptstadt völlig unbekannt gewesen seien. Mit den selbstverständlichen Über-

treibungen, die durch weitere Ausschmückungen von Mund zu Mund immer zu entstehen pflegen, gelangte die Schilderung dieser unerhörten „Bezauberung des Todes“ auch zur Kenntniß des Patriarchen. Er schickte einige Männer ab, die das Schauspiel bei nächster Gelegenheit genau beobachten und ihm Bericht über das Gesehene erstatten sollten. Die Sinne dieser vorher schon in abenteuerlichster Weise erregten Leute waren dann auch verwirrt genug, und sie behaupteten einmütig, genau gesehen zu haben, daß das Totengerippe nach der Melodie getanzt hätte, die der fremde Doktor gespielt habe. Nun zweifelte auch der Patriarch nicht mehr daran, daß hier ein übler Zauber geschähe, und man kam nach langer Beratung zu dem Schluß, der Holländer müsse als Hexenmeister samt dem Gerippe verbrannt werden. Nur wagte man nicht sofort zur Verhaftung des gefährlichen Verbrechers zu schreiten, da er nicht nur beim Zaren, sondern auch bei anderen angesehenen Männern in hohem Ansehen stand.

Durch einen deutschen Arzt erfuhr Quirinus, welche Gefahren ihm drohten, und da er wenig Lust dazu fand, sich zum Märtyrer zu machen, wendete er sich zuerst an einen dem Zaren nahestehenden Beschützer, um das äußerste Unheil von sich abzulenken. Nun wurde genau festgestellt, wozu der Arzt das Skelett brauchte, und daß die unheimlich gespenstische Bewegung des Knochenmannes, der am Schädel aufgehangen frei vor der Wand baumelte, durch den Wind, aber nicht durch zauberhafte Weisen der Flöte zustande gekommen war. Der Gönner des so unsinnig beschuldigten Holländers, Lew Tscheraskoj, verwendete als kluger Mann sein ganzes Ansehen für den schwer Geschädigten, aber es gelang ihm nur, eine kurze Frist zu erwirken, während der Quirinus unantastbar bleiben sollte. Der Patriarch drängte mit der vollen Wucht seines Ansehens auf Landesverweisung. So schwer es dem Arzt auch fallen mochte, seine mühsam aufgebaute Stellung aufzugeben, so blieb ihm doch nichts anderes übrig, als in aller Stille heimlich aus Petersburg zu fliehen.

Dem aufgebrachten Pöbel wurde dann noch ein besonderes Fest mit dem Gerippe bereitet. Als Quirinus abgereist war, er-

schien der Henker in der Wohnung des Arztes und holte mit seinen Knechten das Skelett aus dem Hause. Geleitet von einer zahllosen Menge wurde der bezauberte Tod auf dem Henkerkarren durch die Stadt gefahren und auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt.

H. Hart.

„Es ist nichts so fein gesponnen . . .“ — Sechs türkische Schiffer waren in einer hellen Mondnacht miteinander zum Fischfang ausgezogen. Als sie am Morgen zum Hafen zurückkehrten, trennten sie sich, um ihre Häuser aufzusuchen. Kaum war der Besitzer des Schiffes allein, da kam er dahinter, daß er bestohlen worden war; es fehlte ihm ein Hanffeil, das er nicht gerne vermißte. Er gönnte sich trotz der anstrengenden nächtlichen Arbeit keine Ruhe und lief eiligst zum Rádi, um seine Klage vorzubringen. So rasch es möglich war, brachte man die fünf Knechte zusammen. Jeder einzelne verteidigte sich auf seine Weise, und zuletzt stand es so, daß keiner das Seil gestohlen haben wollte. Da sagte der Rádi: „Für heute ist es genug. Ich sehe, daß ihr eure fünf Sinne nicht gehörig beisammen habt. Schlaft euch ordentlich aus und kommt morgen wieder.“ Als die fünf Knechte die Gerichtsstelle verließen, gab ein Schreiber jedem einen frischen Trieb eines Granatbaumes. Er zeigte ihnen vorher, daß alle Zweige von gleicher Länge waren, und sagte: „Der Richter hat befohlen, daß ihr morgen diese Triebe wieder mitbringen sollt. Ihr wißt, daß jedem Granatbaum geheimnisvoll wirkende Zauberkräfte eigen sind, und am Wachs- tum der Zweige wird man erkennen, wer von euch der Dieb gewesen ist.“

Am anderen Tag erschienen die Knechte vor dem Rádi, und der Schreiber überreichte ihm die Zweige. Nach einem raschen Blick auf die Granatbaumtriebe sagte der Richter zu dem jüngsten der Beklagten: „Du bist der Schurke, der das Seil gestohlen hat!“

Ismael Ali erwiderte trotzig: „So wahr ich hier stehe, ich bin unschuldig.“

„Du lügst! Du allein hast von deinem Zweige unten ein Stück abgeschnitten, damit er nicht länger sein sollte als die

übrigen. Auf der Stelle wird man dir fünfzig Rutenstreiche geben, wenn du nicht gestehen willst!" Ismael Ali gab daraufhin der Wahrheit die Ehre. Der bestohlene Schiffer erhielt sein Seil und Ismael Ali seine verdienten Hiebe. M. Ben.

Die Welt will betrogen sein. — Vor zweihundert Jahren lebte in Leipzig ein Junggeselle, der selber nicht genau anzugeben wußte, wie alt er geworden war; als sicher galt nur, daß er schon über hundert Jahre zählte, als er starb. Das Kirchenbuch, in dem sein Name bei der Laufe eingetragen worden, war verbrannt und da der Junggeselle nie ein Papier gebraucht, und die Menschen, die einst mit ihm jung gewesen waren, alle längst gestorben waren, wußte er zuletzt nicht mehr, wie alt er geworden sei. Ein kleines Vermögen, das er hinterließ, wurde an ein paar entfernte Verwandte verteilt, die man erst bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Unter diesen Leuten war auch ein junger Mensch, der einigen seiner Bekannten unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mittheilte, sein Urgroßonkel wäre nur durch den Gebrauch eines Geheimmittels so alt geworden; er habe ihm nicht nur die genaue Vorschrift der Zubereitung des Arkanums, sondern auch seinen chemischen Ofen und alle zur Herstellung des Wunderbalsams nötigen Gerätschaften hinterlassen. Wenn auch niemand die geheimnisvolle Küche betreten durfte, in der das „Wasser des Lebens“ destilliert wurde, so schenkte der glückliche Erbe doch allen ihm näher stehenden Leuten ab und zu ein Fläschchen des kostbaren Gebräus. Allerdings sollte der nicht übermäßig gebrauchte Trunk sich nur dann dauernd wirksam erweisen, wenn man sich an eine streng vorgeschriebene Diät gewöhnte. Bald sprach sich die vortreffliche Wirkung des Geheimmittels überall herum, und sobald jemand frühzeitig starb, sagten die Freunde des jungen Peter Binz: „Armer Kerl, hätte er unseren Trank gekannt und genossen, so lebte er noch.“

So sehr Peter Binz sich eine Zeitlang dagegen auch sträubte, das wunderwirkende Wasser an jedermann zu verkaufen, so blieb ihm bald doch nichts übrig, als den wiederholten Bitten der Leute nachzugeben, und trotzdem er sich zuletzt drei Gulden

für die Flasche bezahlen ließ, setzte er immer mehr davon ab. Diejenigen, die sich beim Gebrauch des Binschen Lebenselixirs an die vorgeschriebene Diät hielten, befanden sich wohl dabei, und nur bei Unenthaltamen gewahrte man keinen Erfolg. Der Ruhm der Binschen Wundermirtur stieg von Jahr zu Jahr; es gab Begeisterte, die ihre Bewunderung in Versen zum Ausdruck brachten, und Peter Binz wurde von Tag zu Tag reicher. Endlich kam man dahinter, daß sein Arkanum nur aus gewöhnlichem Trinkwasser bestand, worin etwas Salpeter aufgelöst war. Die beste Empfehlung dieses Elixirs war das hohe Alter des Großvaters gewesen, der nie in seinem Leben daran gedacht hatte, auf solche Art nachträglich berühmt zu werden, denn Peter Binz hatte sich erst nach dem Tode des Verwandten den Plan ausgedacht, durch die Leichtgläubigkeit der Menschen ein gutes Geschäft zu machen. U. Magn.

Ein Gedenktag in der Geschichte der Nähmaschine. —

Die Behauptung, daß neben der Uhr keine Maschine in der Welt so verbreitet wäre, wie die Nähmaschine, erscheint kaum anfechtbar. Ihre weitgehende Einbürgerung ist um so wunderbarer, als sie nicht wie die Uhr eine mehrere Jahrhunderte alte Geschichte hat. Will man die allerersten, aus dem Jahre 1755 verbürgten Versuche, mechanisch zu nähen, die aber keinerlei praktische Folgen zeitigten, zugrunde legen, so kann man der Erfindung der Nähmaschine also ein Alter von nicht einmal einhundertfünfundsechzig Jahren zubilligen; die eigentliche, wirklich brauchbare Nähmaschine, deren technische Grundlagen noch heute maßgebend sind, erschien gar erst rund neunzig Jahre später, als der am 9. Juli 1819, also vor hundert Jahren, geborene Amerikaner Elias Howe seine erste Nähmaschine mit Schiffchen gebaut hatte, die dann langsam, anfänglich sehr zögernd, Aufnahme fand. Während der vielen, vielen Jahrhunderte, durch welche wir die Geschichte des Menschengeschlechts zurückverfolgen können, war immer nur mit der einfachen Nadel Näharbeit geleistet worden. Und obwohl diese mit zu den ältesten Verrichtungen gehörte, da auch der Urmensch seine Kleiderfelle mit Knochenadeln irgendwie zusammenzuheften

verstand, ist sogar die einfache Nähnaedel bis zum sechzehnten Jahrhundert höchst unvollkommen, sei es aus Knochen, Holz,

Bronze, sei es aus Eisen, gewesen. Erst um jene Zeitspanne fertigte man sie aus Stahl. Daß die Nadeln aber erst so spät gut und dauerhaft wurden, daran ist sicherlich nicht die Böswilligkeit der Handwerkerschuld, wie dies eine alte Chronik behauptet, mit dem Vorwurf, daß „die

Nadelmacher Schälke wären, und fürchten sich, die Nadeln möchten zu lange wahren, dann wann die Schneider eine Nadel so lange sollten brauchen, wie jene Fräwe, so achtundzwanzig Jahre mit einer Nadel genehet, so müßten die guten Herren ein ander Handwerk lernen



Die Nähmaschine des Franzosen
Thimonier (1830).

und hatte man noch übrige Nadeln von hundert Jahren her“. Über die vorerwähnte erste Nähmaschine sind uns nur

dürftige Angaben erhalten; sie wurde von dem Engländer Charles Frederick Weisenthal — dem Namen nach aus deutschem Stamme — gebaut und erhielt das englische Patent Nummer 701 am 24. Juni 1755. Sie arbeitete mit einer zweispitzigen Nadel, die das Ohr in der Mitte hatte, und mit einem Faden. Von der zweiten, im Jahre 1790 dem Engländer Thomas Saint patentierten Nähmaschine für Stiefel, die Kettenstich mit einem Faden nähte, ist eine Abbildung der Nachwelt erhalten geblieben. Auch die späteren Erfinder verwendeten nur einen Faden, da sie immer nur darauf bedacht waren, das Nähen mit der Hand möglichst getreu durch die Maschine nachahmen zu lassen. Wir finden da Konstruktionen, bei denen die oben und unten spige Nadel mit dem Ohr in der Mitte durch



Elias Howe,
der eigentliche Erfinder der Nähmaschine.

den Stoff gestossen und dann abwechselnd von unten und oben von Zangen gefaßt und herauf- oder heruntergezogen wurde; dann gab es wieder Maschinen, die Kettenstich nähten. Auf Apparate ähnlicher Art, die aber niemals Aufnahme fanden, erhielten verschiedene Engländer und Amerikaner Patente. Der einzige Erfinder, der mit einer schiffchenlosen Nähmaschine damals wirklich praktische Arbeit leistete, war der Franzose Barthélemy Thimonier, dessen Kettenstichnähmaschine zuerst 1830 in Frankreich patentiert wurde. Sie war aus Holz gebaut und brachte es auf dreihundert Stich in der Minute. Der Franzose

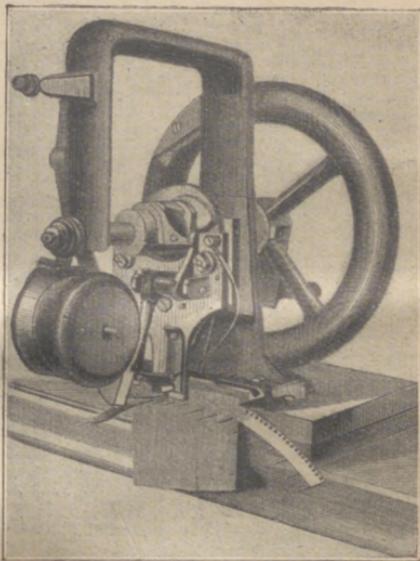
hatte das Glück, Kapitalisten zu finden, wurde von der Regierung unterstützt, und so konnte er in einer Pariser Uniformfabrik achtzig hölzerne Nähmaschinen aufstellen, die so gut arbeiteten, daß — die Pariser Schneidermeister sich bedroht fühlten und sie sämtlich zerstörten! Gänzlich verarmt, mußte er seine Nähmaschine als Wunderwerk auf Jahrmärkten zeigen, um sein Leben zu fristen. Als er 1851, nach Jahren zähen Ringens, mit einer verbesserten Maschine erschien, war seine Zeit vorbei, denn inzwischen hatte Elias Howe seine Schiffchennähmaschine gebaut, die sich die Welt erobern sollte. Thimonier starb 1857 als armer Mann.

Howe war nicht der erste, der das Weberschiffchen als Träger des als nötig erkannten zweiten Fadens bei der Nähmaschine anbrachte. Mit ziemlicher Berechtigung kann man den Tiroler Schneidermeister Joseph Madersperger als den Bahnbrecher in dieser Hinsicht bezeichnen. Im Verlauf seiner Versuche, die von 1807 bis 1839 dauerten, konstruierte er eine Nähmaschine mit einem Schiffchen, die aber Mängel in der Ausführung zeigte und unzuverlässig arbeitete. Madersperger verlor die Geduld und nähte schließlich wieder mit der Hand. Seine Maschine befindet sich im Polytechnikum in Wien und ist ein kulturhistorisches Stück von hohem Wert. Nicht viel glücklicher als er war der Amerikaner Walter Hunt, der 1834 eine Schiffchennähmaschine konstruierte, aber kein Patent darauf nahm, da sie ihn selbst nicht recht befriedigte.

Ob dem Mechaniker Elias Howe, der in Spencer im Staate Massachusetts geboren wurde, diese Erfindung bekannt geworden, ist nicht bestimmt zu behaupten. Nach sechsjähriger, mühevoller Arbeit vollendete er 1845 seine Nähmaschine. Unter Entbehrungen und mit geliehenem Gelde war ihm das Werk gelungen, aber das Erfinderglück wollte sich, wie so vielen anderen, auch ihm nicht zuwenden. Mit unverhohlener Verachtung und Abneigung betrachtete man sein Modell, obwohl er bei einem Wettnähen mehr damit leistete als fünf der geübtesten Näherinnen; nicht eine Maschine wurde bestellt. Allerdings sollte eine Nähmaschine damals dreihundert Dollar, also mehr als

zwölfhundert Mark kosten! In seiner Not ließ er schließlich, nachdem er 1846 ein Patent erhalten hatte, durch seinen Bruder für zweihundertfünfzig Pfund Sterling eine Patentlizenz an eine englische Fabrik verkaufen. Er fuhr dann selbst nach England, wo er mit seiner Familie in so große Not geriet, daß er seine Patentrechte verpfändete und zuletzt als Matrose nach Newyork zurückkehren mußte. Das war sein Glück.

Hier hatten sich verschiedene „smarte“ Geschäftsleute seine Abwesenheit zunutze gemacht und seine Maschine nachgebildet, eingeführt und flott verkauft. Der „geschäftstüchtigste“ dieser Herren war Isaak Moritz Singer, der Begründer der Singer Nähmaschinenfabrik, der von dem hartnäckigen Erfinder erst mit den äußersten Mitteln gezwungen werden konnte, die Patentrechte anzuerkennen. Nun brach für Howe eine gold-



Elias Howes Nähmaschine (1846).

dene Zeit an; die Fabriken mußten ihm für jede nach seinem System gebaute Maschine eine Lizenzgebühr zahlen, die ihn bald zum reichen Mann machte. Als er im Alter von achtundvierzig Jahren starb, hinterließ er ein großes Vermögen.

Gegen 1850 kam die erste amerikanische Nähmaschine nach Deutschland, und um 1853 wurden die ersten deutschen Nähmaschinen in Leipzig gebaut. Mit Stolz berichteten damals die Zeitungen, daß der Leipziger Mechaniker Christian Hoffmann

eine verbesserte deutsche Nähmaschine geschaffen habe, mit der man „unter günstigen Umständen fünfhundert Stiche einer schönen festen Steppnaht in allerlei Zeuge“ in einer Minute nähen könne. Begünstigt durch eine geradezu ungeheuerliche



Eine deutsche Nähmaschine aus dem Jahre 1853.

Zollpolitik — für die deutsche, in Amerika eingeführte Nähmaschine, mußten fünfundvierzig Prozent des Wertes, für die amerikanische in Deutschland eingeführte aber nur drei Mark für hundert Kilo Zoll gezahlt werden — und durch die tiefbedauerliche deutsche Neigung für alles Ausländische, konnten

amerikanische Nähmaschinen, vor allem die Singerschen Erzeugnisse, sich leicht den deutschen Markt erobern, während die heimische, hervorragend tüchtige Industrie im Jahre 1909 nur ein Fünftel ihrer Erzeugung im Inlande und vier Fünftel im Ausland absetzte, das also die deutschen Fabrikate besser zu würdigen wußte als der Deutsche selbst! Dabei ist die deutsche Nähmaschinenerzeugung eine Weltindustrie; im Jahre 1909 wurden 192 197 Doppelzentner im Werte von rund 33½ Millionen Mark ausgeführt und 37 418 Doppelzentner amerikanischer Ware für rund 6½ Millionen Mark eingeführt. Jährlich werden in Deutschland 1 200 000 Nähmaschinen erzeugt! Wie das deutsche Fabrikat sich im klügeren Ausland in steigendem Maße einbürgert, zeigt die Tatsache, daß die deutsche Ausfuhr in Nähmaschinen in zehn Jahren um 221 Prozent, die amerikanische nur um 64 Prozent gestiegen ist! Mehr als einmal haben die deutschen Nähmaschinen im öffentlichen Wettbewerb die amerikanischen geschlagen. Die deutsche Maschine ist jeder ausländischen zumindestens ebenbürtig, auch wenn sie „nicht von weither“ ist.

R. Son.

Kein Unterschied. — Al Gabir, ein arabischer Geschichtschreiber des fünfzehnten Jahrhunderts, beschrieb die großen Staatsumwälzungen seiner Zeit, die zum Untergang einzelner Staaten und Völker führten. Nach der Art der bilderreichen Darstellungsweise seines Landes stellte er im Gleichnis dar, wohin es führen müsse, wenn die Gesetzgeber dem zerrütteten Rechtswesen dadurch aufzuhelfen suchen, daß sie mit einem Male eine ganze Reihe neuer umwälzender Bestimmungen erlassen. Al Gabir erzählt, das neue Staatsoberhaupt eines durch Umsturz erschütterten Landes sei in eine lebensgefährliche Krankheit verfallen, und man habe den besten Arzt zu seiner Hilfe kommen lassen. Als der Heilkünstler den Kranken flüchtig angesehen, begann er sofort eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Behandlungsarten anzuordnen und schrieb mehrere Rezepte, die eiligst hergestellt und dem Leidenden verabreicht werden sollten. Da fragte der Kranke: „Weshalb quälst du mich so, und wozu soll ich so viele Arzneien einnehmen?“ Der Arzt antwortete:

„Um Eure Gesundheit so rasch wie möglich wiederherzustellen.“ Der Leidende klagte: „Unter so vielen Arzneien werden aber gewiß einige sein, welche die Wirkung der anderen hindern oder sich untereinander sogar zu meinem Verderben beeinflussen.“ Darauf erwiderte der Arzt: „Ich richtete mich nach Eurem Vorbild, und wollte Eure Krankheit so behandeln, wie Ihr den Staat.“

M. Vemb.

Damals wie heute. — Während der Schreckenszeit und auch nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges geschah es in Eßlingen, daß in den Jahren 1655 und 1656 einzelne Bürger große Mengen Wein ankauften. Da es verboten worden war, stellte man eine Untersuchung an und strafte sie, da sich herausstellte, daß der Einkauf größtenteils auf fremde Rechnung geschehen war. Für künftige Fälle drohte der Magistrat mit dem Verlust aller bürgerlichen Rechte und Ehren. Um die von den Soldaten verwüsteten Obstbäume zu ersetzen, wurde 1657 erlaubt, Obstbäume auf die Almenden zu setzen, welche abgabefrei blieben, solange ihr Pflanzler lebte. Die Benutzung des Obstes zu Most war vor dem Dreißigjährigen Kriege nicht gebräuchlich gewesen. Erst während der Zeit der „schweren Not“ fing man an, wenn die Weinlese geringen Ertrag lieferte, Obstmost zu bereiten und unter den Wein zu mischen, um die stets erneuten unersättlichen Forderungen der Kriegsgurgeln befriedigen zu können. Weil aber Fremde dadurch abgeschreckt wurden, ihren Weinbedarf in Eßlingen zu holen, so wurde das Obstmosten auch während des Krieges verboten. Da man darauf nicht streng achtete, erschien am 17. September 1649 ein Ratsdekret. Es wurde darin gewarnt, künftig keinen Mißbrauch mit Obst zu treiben, „welches vom lieben Gott zu gedeihlicher Speise, nicht aber zum muthwilligen Vertrinken geordnet worden sei“. Die Abschaffung aller Mostkellern wurde befohlen; nur zum „Gesälz“ — eingekochte Obstmarmelade — sollte man ein wenig Most bereiten dürfen. Haussuchungen fanden statt, und die vorgefundenen Mostkellern wurden zerhauen. Dies Verfahren erregte Unwillen, und der Rat ließ im Jahre 1658 erklären, wenn schlechte Aussicht auf Weinlese sei, solle jedermann er-

laubt sein, Obstmost, jedoch nur in offenen Kellern und in keinem Fall über vier Eimer zu bereiten. Von jedem Eimer mußte man einen Gulden „Umgl'd“ bezahlen. J. Sand.

Streng nach dem Wortlaut. — „Im Dunkeln ist gut munkeln“, sagt man heute noch nach einem alten Sprichwort, und während der letzten Zeit erlebten wir, welch hohen Wert die nächtliche Beleuchtung in den Straßen besitzt. Mit Recht wurde früher schon behauptet, daß Licht der beste Helfer der Polizei sei. Vor Jahrhunderten trachtete man deshalb seitens der Stadtverwaltungen danach, die Sicherheit der Person und des Eigentums dadurch zu erhöhen, daß man mit eintretender Dunkelheit für Beleuchtung sorgte. Da man nun in vergangenen Jahrhunderten eine auf Gemeinkosten hergestellte Erhellung nicht überall einführen konnte, wurde den Bürgern auferlegt, vor ihren Häusern Licht in Laternen brennen zu lassen. An vielen Orten mußte nach eintretender Dunkelheit jeder mann mit brennender Laterne über die Straßen gehen; wer gegen diese Bestimmung handelte, wurde mit Geldstrafen „gepönt“.

Wieder einmal ward den Stadtinsassen durch öffentlichen Ausruf bekannt gegeben, niemand solle ohne Laterne über die Gasse gehen. Trogdem Folgsamkeit gegen die Behörde nicht immer das beste Theil an den Bürgern gewesen ist, gehorchte man. Nach gemeinsamer Verabredung erschienen die Leute wohl mit einer Laterne ausgerüstet, aber das Licht fehlte. Nun befahl der Rat, jedermann müsse Licht in der Laterne haben. Uebermals zeigten sich die Bürger gehorsam; nur wurde es immer noch nicht heller in den Gassen, denn man zündete die Lichter nicht an. Zum dritten Male ließ der Rat verkünden: Bei doppelter Strafe, die zu gewärtigen sei, solle jeder eine brennende Kerze in der Laterne tragen. Leider war auch damit noch nicht erreicht, was die gestrengen Herren beabsichtigt hatten, denn die Bürger trugen ihre Laternen wohl mit brennender Kerze, aber — unter dem Mantel. Um endgültig jedem Zweifel zu begegnen, ließen die Stadtväter zum vierten Male ausrufen, jedermann soll die Laterne mit dem brennenden Licht frei und unverdeckt tragen. Damit war es endlich soweit gekommen,

daß die Bewohner der Stadt sich nach dem Wortlaut der Verfügung richteten.

H. Fr.

Wann der Bernstein entstanden ist. — Welch absonderliche Blüten trieb die Gelehrsamkeit noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Dr. J. G. Hasse, Professor zu Königsberg, schrieb 1796 eine umfangreiche Geschichte über den Ursprung und die Entstehung des Bernsteins. Er verglich die Dichtungen und schriftlichen Überlieferungen der Griechen und Römer mit den Angaben der Bibel und gelangte zu dem Schlusse, daß es nach der Sündflut einen großen Erdbrand gegeben habe, der ungefähr im Jahre zweitausend vor Christi in der Gegend von Sodom und Gomorrhä wütete und dort das Tote Meer hervorbrachte; dieser ungeheure Brand erstreckte sich aber auch über einen großen Teil Afrikas, Asiens und Europas, er trocknete die stärksten Flüsse aus, und in Ostpreußen schmolz dabei das Harz aus den Bäumen, wodurch der Bernstein entstanden ist, sowie im Toten Meer durch den gleichen Weltbrand der Asphalt zum Schmelzen kam. Dieses Naturereignis entstand nach Hasse durch zu große Sonnenhitze. „Am Toten Meer ward Loths Weib in eine Salzsäule verwandelt, das Judenpech oder der Asphalt entstand und in der Ostsee troff aus den Bäumen der Bernstein.“ In seiner Gelehrsamkeit verstieg sich der alte Herr in Königsberg noch weiter. Er sagt zwar nicht geradezu, daß ehemals das wirkliche Paradies in Ostpreußen gelegen sei, aber er ist doch der Meinung, daß dort im „frühen Alter der Welt ein Paradies gewesen sey, das nun nicht mehr ist. Einst wandelten in diesen paradieessischen Gegenden Elephanten, Nashörner, welche unserem heutigen Klima fremd sind, deren Gebeine doch in unseren Ländern gefunden werden“. Einmal sagt er: „Schließlich müssen wir unter den großen und schrecklichen Erdbegebenheiten, dergleichen die Sündflut und andere, von welchen wir keine Nachricht finden, gewesen, deren Gewißheit aber der Augenschein jedem vorlegt, erkennen, daß unter diesen fürchterlichen Auftritten noch für die nachfolgenden und jetzigen Einwohner der Welt Geschenke aufbehalten worden sind, die noch heute zum Nutzen der Menschen verwendet werden.“ P. Del.

Ein Spiel ums Leben. — Auf einem alten Holzschnitt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sind einige Landsknechte um eine große Trommel sitzend dargestellt, worauf die Würfel ausgeworfen werden, mit denen einige zum Tod verurteilte Deserteure um ihr Leben spielen mußten. In lateinischer Sprache stehen unter dem Bilde die Worte: „Wieviel Unheil bringt ein einziger Wurf. Wie liederlich wird ein Leben und eine Seele verspielt.“ Den Menschen, die oft Jahre hindurch alle Augenblicke ihr Dasein wagten, galt es unter Umständen für nichts Besonderes, die Würfel, „des Teufels Weinslein“, wie dieses höllische Spielwerk genannt wurde, über Tod und Leben entscheiden zu lassen.

Einmal sollten von hundert Landsknechten, die gemeutert hatten, zwölf an den Galgen gehängt werden. Im Gnadenwege durften sie auf der Trommel um ihr Leben würfeln. Nach dem ersten Wurf war einer davongekommen. Er schaute zu, wie einer um den anderen verlor, und da er einen seiner Genossen erbärmlich um sein Leben zittern und beben sah, handelte er mit ihm und nahm ihm um zehn Gulden den Wurf ab und spielte an dessen Statt um sein Leben. Er gewann und kam durch einen ganz außergewöhnlichen Glückswurf zum zweitenmal davon. Da überfiel ihn der tolle Mut, für einen der übrigen Genossen, der ihm in seiner Angst um das Leben zwanzig Gulden bot, abermals seine Haut zu wagen. Und zum drittenmal rollten die Würfel günstig auf dem Trommelfell. Darüber entstand nun ein so großes Aufsehen, daß die Hauptleute aus den Zelten herbeiliefen und zusahen, wie der sein eigenes Leben nicht achtende Landsknecht für alle übrigen darum spielte, die ihn dafür bezahlten. Zuletzt wurde von den zwölfen keiner an den Galgen gehängt, und der verwegene Mensch zog lachend mit hundert gewonnenen Gulden ab.

D. Den.

Er weiß, was es geschlagen hat! — Kurz vor der Leipziger Messe, die ein Kaufmann mit wertvollen Waren besuchen wollte, die einstweilen in seinem Hause lagerten, erhielt er von einem Uhrmacher einen Brief, in dem er um eine Gefälligkeit gebeten

wurde. Der Uhrmacher wünschte eine große Kiste, die allerlei Waren enthielt, solange bei dem Kaufmann stehen zu lassen, bis sie mit seinen Waren zur Messe gebracht werden könne. Der Kaufmann ging darauf ein und sagte dem Boten, man möge die Kiste bei ihm einstellen, was noch am gleichen Tage geschah. In der Kiste steckte ein Dieb, der den Kaufmann in der Nacht ausrauben wollte. Als alles im Hause schlief und der Gauner sein Versteck verlassen wollte, fing ein wachsamer Hund zuerst bedenklich zu knurren und bald darauf heftig zu bellen an. Das wiederholte sich nach zweimal unternommenen Versuchen des Diebes, als er die Kiste verlassen wollte. Darüber erwachte die Magd und durchsuchte mit einem Licht vergeblich das Haus; sie konnte nichts Verdächtiges finden. Es fiel ihr jedoch auf, daß der Hund beständig um die Kiste herumließ und knurrte und bellte. Endlich kam, durch den Lärm geweckt, auch der Kaufmann herbei und fragte, was es gäbe. Die Magd meinte, nach dem Gebaren des Hundes zu schließen, müsse es mit der Kiste nicht geheuer sein. „Gott mag wissen, wer darin steckt.“ Da der Gauner dies hörte, faßte ihn die Angst, und er machte mit seinen Diebswerkzeugen ein Geräusch, als ob Uhren gnigen. Da sagte der Kaufmann zur Magd: „Haben Sie noch nie Uhren ticken hören? Ich glaube, sie werden bald schlagen.“ Der Dieb hörte das und schlug zwölfmal mit einem Schlüssel gegen ein Stahlbrecheisen. Der Kaufmann zählte die Schläge und sagte zur Magd: „Gehen Sie ruhig zu Bett und sperren Sie den Hund, dem das Uhrengetick verdächtig scheint, in die Kammer, sonst gibt er keine Ruhe.“ Eine Stunde später stieg der Dieb unbehelligt aus der Kiste, räumte mit einem vor dem Hause lauernnden Gesellen gehörig aus, und beide machten sich mit ihrem Raub davon. Der Kaufmann entdeckte am anderen Morgen den Diebstahl und ärgerte sich nicht wenig, als die Magd spöttisch zu ihm sagte: „Nun wissen Sie doch, was es geschlagen hat.“

F. Deri.

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
 Stephan Steinlein in Stuttgart,
 in Oesterreich-Ungarn verantwortl. Robert Mohr in Wien.



„Rosaderma“

nicht fettende Haut-Creme
für Damen mit bleichem Teint.



„Rosaderma“ erzeugt in wenigen Augenblicken rosige Wangen. Preis per Tube Mark 2.— In allen besseren Parfümerien, Drogen- und Coiffeurgeschäften erhältlich.

W. Reichert G. m. b. H., Parfümeriefabriken
Berlin-Pankow und Bodenbach in Böhmen.

Photo-Apparate

kauft u. verkauft

Gg. Leisegang
Berlin

Potsdamerstr. 138
Tauentzienstr. 12
Schloß-Platz 4

Wir kaufen
Markensammlung
und Kriegsmarken.
Philipp Kosack & Co.,
Berlin C, Burgstr. 13.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Halfa“. Unübertroff. geg. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Rôte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3.—

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Modell 20

Solche Nasenfehler u. ähnliche werden mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte Modell 20 übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so, daß die beeinflussten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom kgl. Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck u. anderen med. Autoritäten wärmstens empfohlen. 100 000 „Zello“ im Gebrauch. Preis M. 7.50, M. 10.50 u. M. 15.— mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.)

Spezialist **L. M. Baginski**, Berlin W. 127, Winterfeldtstraße 34.

Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**.
Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Büste Starke u. rosig zarte Haut erh. jede Dame d. „Damenlob“. Methode unschädlich. äußerlich. Glänz. Dankschreib. Garantierschein. Geld zurück. 2 Dos. 5 M. Diskreter Versand Dr. Hugo Grothe, Berlin 48/19, Besselstraße 3, an Friedrichstraße.

Große
Haarnetze

aus echtem Haar. Einzelpackung

Haubennetze ^{10/88}, 1/2 Dutz. 7.50 M.
1 Dutzend 14 M.

Stirnnetze ^{40/40}, 1/2 Dutz. 7.20 M.
1 Dutzend 13.50 M.

Versand gegen Nachnahme.

H. Ellermann, Abteilung 28.
Berlin 20, Wiesenstraße 29.

Zeige mir die Handschrift ich sage dir den Charakter

gleich ob von Dir, oder Deinem Umgang. Streng wissenschaftlich. Treffsicher. 5 M. Grapholog. Büro Atlas, Abteilung 11 BERLIN-WILMERSDORF. Postfach.

Zuckerkrankhe erhalten **Gratis** - Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. Stein-Callenfels) **Bonn 31**, Postfach 125.



Fußschweiß!

Wer an lästigem Schweißfuß oder Achselschweiß leidet, beseitigt diesen jetzt durch eine einzige Behandlung mit der „Eta-Fußbadlösung“. Die Füße und Achselhöhlen bleiben sofort **garantirt trocken und vollständig geruchlos**. (Atrophie der Schweißdrüsen.) Aerztlich aufs wärmste empfohlen.

Preis mit Verteiler und Zubehör M. 5.30 durch Nachnahme vom

Laboratorium „Eta“
Berlin W. 139, Winterfeldtstr. 34.



Reines Gesicht



blütenzarter Teint weiße, zarte Hände wird in kürzester Zeit erreicht durch meinen altbew. unübertroffen. Krem „Pura“. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Runzeln u. Fältchen verschwinden. Rote u. großporige Haut wird schnell beseitigt. Tube 2,00, Doppeldose 3,50

Drogenhaus H. Bocatius, Berlin N I, Schönhauser Allee 132.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein unentbehrliches Handbuch für jedermann ist

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbuch der Worterklärung, der Namendeutung und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Mit einer Liste unechter Fremdwörter und Winken für Druckberichtigungen (Korrekturen).

Bearbeitet von **K. Erbe**,

Gymnasialrektor a. D. in Ludwigsburg.

Vierte, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage bearbeitete und erweiterte Ausgabe. 92-101 Tausend.

Gebunden Preis 5 Mark 40 Pf. ohne den allgemein gültigen Teuerungszuschlag.

Mehr als 100 000 Wörter enthält die vierte, neu bearbeitete Auflage des in Haus und Schule, Kontor und Amtszimmer bewährten Wörterbuchs. Der „Erbe“ ist vom königlichen Kultusministerium, vom Evangelischen Konsistorium und der Synode, vom königlichen katholischen Kirchenrat und anderen Behörden amtlich empfohlen.

::

Zu haben in allen Buchhandlungen,

::

Biblioteka Główna UMK



300020176291

